



Sebenunddreissigster Jahrgang.

6. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Justiz der Seele.

Roman von
Anton Freiherr von Verfall.

V.

Das Leichenbegängnis Graf Nikolai Minosky ging unter zahlreicher Beteiligung des polnischen Adels vor sich; der Fall erregte großes Aufsehen und allgemeine Teilnahme, nachdem kaum ein Jahr vergangen war, seit die Nachricht, der vierundsechzigjährige Graf Minosky habe die jugendliche, bildschöne Gräfin Marciana geheiratet, diese Kreise in Aufregung versetzte.

Der Eifer, der seit einem Jahre aus der Welt verschwundene Witwe zu sehen, verbunden mit der Neugierde, Näheres über den auffallenden Unglücksfall zu hören, dessen unschuldiger Urheber der ebenfalls in Warschau wohlbekannte Graf Vladimir Torkler war, lockte wohl mehr Gäste nach Estrup, als die Trauer um den alten, infolge seiner zweifelhaften, mindestens passiven politischen Vergangenheit in den altpolnischen Kreisen nicht sehr beliebten Grafen Minosky.

Und Gräfin Marciana sah wirklich berückend schön aus in diesem Schwarz. Sie verstand es, in unnachahmlicher Weise eine würdige Trauer, die ihrem Altersverhältnis zu dem Verstorbenen entsprach, nichts Uebertriebenes, gemacht Sentimentales an sich hatte, mit einem lebenswürdigen, der Vornehmheit ihres Standes angemessenen Entgegenkommen zu vereinigen, daß die Männer über die Bewunderung der Lebenden die Trauer um den Toten fast vergaßen; Glenors tiefgebeugte, leidende Gestalt allein, deren zwiefachen Schmerz jedermann zu würdigen wußte, hielt den düsteren Charakter einer Totenfeier aufrecht, die sonst leicht in einen Wettkampf der versammelten jungen Männerwelt ausgeartet wäre um die begehrenswürdige freie Witwe.

Vladimir war nicht anwesend, er lag schwer krank in Trepan. Das fand jedermann begreiflich; man bedauerte ihn noch mehr als Glenor. Das Bewußtsein, seinen väterlichen Wohltäter, dem er alles zu danken hatte, wenn auch noch so unschuldigerweise getötet zu haben, mußte sein ganzes Leben vergiften, und dazu noch die ge-

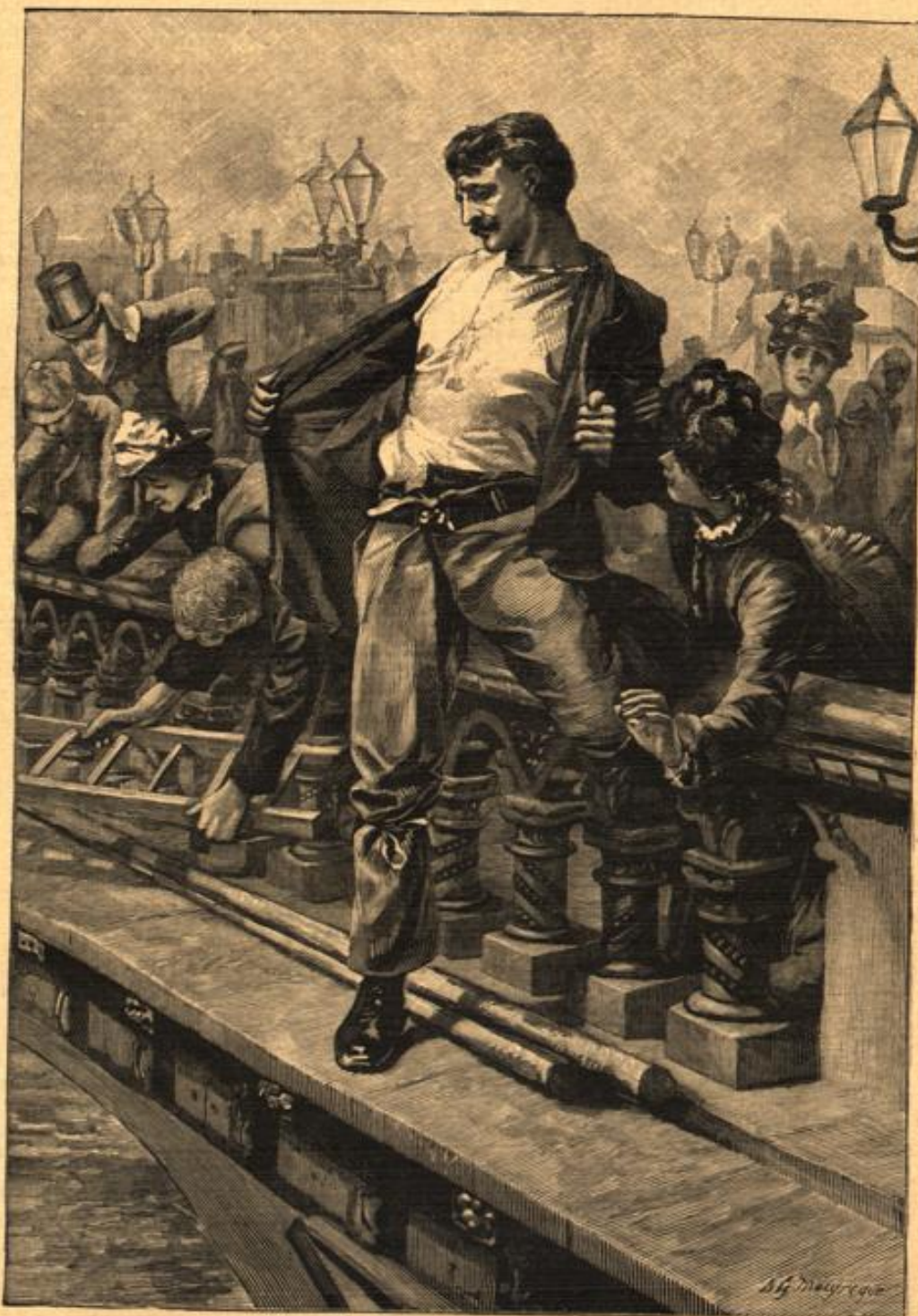
liebte Braut verlieren — eine Heirat war ja doch kaum möglich unter diesen Umständen, das sah alles ein — das war kaum zu ertragen.

Marciana sah angegriffener aus, als man erwartete; ihre Augen waren von durchweinten Nächten gerötet, das konnte nicht gefälscht sein; sie mußte den Verstorbenen doch wirklich geliebt haben, so unwahrscheinlich es auch war. Beim Totenmahle brachte sie zum allgemeinen Erstaunen

die Sprache energisch auf die Politik. Sie erfüllte nur den Wunsch des Verstorbenen, wenn sie die heutige Versammlung der ganzen Aristokratie der Umgebung dazu benützte, eine gegenseitige ernstliche Vereinbarung herbeizuführen, wie weit man sich der Bewegung, die allorten beginne, anschließen wolle. Zu diesem Behufe sei ja die verhängnisvolle Jagd eigentlich angelegt worden, sein unschuldiges Blut soll wenigstens nicht ganz vergeblich geflossen sein. So sehr auch die schöne Patriotin alte, längst vergessene Gefühle in jeder Männerbrust wieder wach rief, ihre Worte fanden doch keinen warmen Widerhall, es fehlte alles Vertrauen auf Erfolg. Die Uebermacht des Feindes sei zu groß, eine Organisation bei der allgemeinen Ueberwachung kaum möglich, was anno 1832 nicht gelingen konnte, sei jetzt ganz unmöglich. Außerdem, wer sollte sich in diesen Bezirken an die Spitze der Bewegung stellen? — Man sah sich gegenseitig fragend an, keiner wollte davon etwas wissen. Graf Vladimir Torkler von Trepan, war die allgemeine Meinung, sei die einzig geeignete Persönlichkeit, seinem Namen zufolge, der noch vom letzten Aufstande her einen guten Klang habe, und seines patriotischen Feuers halber — doch der wird jetzt nichts davon wissen wollen.

Marciana stieg das Blut zu Kopfe bei Nennung dieses Namens, sie empfand, so sehr sie sich dagegen sträubte, eine wilde Freude, einen unbegreiflichen Stolz, daß gerade er genannt wurde, und machte doch der Versammlung gegenüber ihre höhnischen Bemerkungen: ob der Graf Torkler der einzig fähige unter ihnen sei, ob von ihm allein das Heil Polens abhängig sei. Da zählte man ihr all die Eigenschaften auf, die ihn gerade besonders geeignet erscheinen ließen, die erste Rolle zu spielen.

Seine auffallend schöne, echt nationale Erscheinung, was beim Bauernvolke alles bedeute, sein rücksichtsloser Mut, sein patriotisches Feuer, seine Rednergabe, sein Name, der die Bluttaufe empfangen habe bei Glesow — jeder wußte einen andern Vorzug. Immer glänzender, immer verführerischer trat Vladimirs Bild vor Marcianas Seele, gemalt in den sattesten Farben von vielen geschäftigen Pinseln, doch nicht lange konnte sie sich seines Anblickes freuen, da schimmerte durch all das strahlende Geklümpel ein anderes hindurch in häßlicher Leichenfarbe, mit entstellten Zügen, aus denen die Schuld sprach — sein



Leben um Leben. (S. 135.)

Bild, wie sie es dort geschaut in der Bogdanmühle von der Treppe herab.

Man kam zu keiner Einigung. Marciana selbst brach das Gespräch ab, es war, als ob plötzlich eine schmerzliche Erinnerung ihren patriotischen Aufschwung gelähmt hätte. Die Besprechung des Unglücksfalles, der alle hier vereinigte, trat wieder in den Vordergrund. Das allgemeine Urteil lautete, daß Graf Minsk als alter Jäger einen unbegreiflichen Verstoß gegen die Vorsicht gemacht habe und Graf Tortler vollständig unschuldig an seinem Tode sei. Man wunderte sich nur darüber, daß Graf Wladimir, ein berühmter Schütze, den Hirsch gelehrt habe; darin liege das merkwürdige Pech. Hätte die Kugel getroffen, wie ja überhaupt Tortler annehmen mußte, dann hätte die veränderte Stellung Minsk's nicht geschadet; er mußte ihn wohl überschossen haben, der Verletzung des Getöteten nach. Die Männer, fast ausschließlich Jäger, Sportsleute, vergaßen in ihrem lebhaften durch die Frage angeregten Interesse fast ganz, daß eine gewisse Taktlosigkeit und Roheit in der genauen Erörterung dieses Falles im Wesen der Gräfin liege. Doch diese lautete mit auffallendem nervösem Eifer diesen Gesprächen, erkundigte sich selbst nach den verschiedenen Urteilen, nach ähnlichen Fällen; auch sie schien das alles mehr zu bewegen als die Politik und man fand es im höchsten Grade edel von ihr, daß sie ihre Freude über das günstige Urteil, das Wladimir von allen erhielt, nicht verbergen konnte. Die Gräfin empfahl sich bald unter einer Flut von Beileidsworten, froh, von Marciana nicht weiter zu politischen Thaten gedrängt zu werden.

Traurig, öde lag Estrup, von seinem Giebel wehte die Trauerfahne. Es gehörte jetzt Elenor. Marciana war eine hohe Leibrente ausgekehrt, verbunden mit dem Rechte, auf dem Schlosse zu wohnen; so hinterließ es der Graf in seinem Testamente. Von der letzten Bestimmung beschloß Marciana, nicht lange Gebrauch zu machen; der Boden brannte ihr unter den Füßen, sie wäre am liebsten sofort abgereist, wenn nicht das Mitleid mit der armen Elenor sie zurückgehalten.

Der Schmerz derselben um den Tod des geliebten Vaters konnte nur durch einen fast noch größeren betäubt werden, durch den Verlust des Geliebten. In ihrem Innern konnte sie es nicht begreifen, warum dieser unglückliche Zufall sie auf immer von Wladimir trennen sollte, das wollte gewiß der gute Vater nicht, und wenn sie sich prüfte, mußte sie sich gestehen, daß ihre Liebe zu ihm die gleiche blieb. Sie machte sich ein Gewissen daraus, sie bat den guten Vater darum um Verzeihung, aber es war so, und doch hatte sie nicht den Mut, als ihr einige Tage darauf Wladimir schrieb, er, an dessen, wenn auch unschuldigen Händen das Blut des Vaters klebe, wage es nicht mehr, nach diesem unseligen Ereignis auf seinem Rechte zu bestehen, und gebe ihr ihr Wort, wenn auch mit schwerem Herzen, zurück, offen hervortreten mit ihrer innersten Ueberzeugung. Die furchtbaren Worte Wladimir's: an seinen Händen klebe das Blut des Vaters, ließen auch ihr in diesem Augenblicke eine Verbindung als Frevel erscheinen. Marciana, welche sie nochmals um Rat fragte, warnte sie ebenfalls, sie halte eine Verbindung für unmöglich, geradezu für ein öffentliches Verbrechen; das blutige Ereignis werde seine Schatten weit voraus werfen in ihre Ehe und sie werde doch immer, trotz aller Liebe, nicht ohne Grauen auf ihren Gatten blicken können.

Elenor glaubte dies alles einzusehen, schalt sich selbst über ihre Gefühllosigkeit und Mangel jeden sinnlichen Sinnes und nahm mit blutendem Herzen den Rücktritt Wladimir's an, obwohl die Ueberzeugung in ihr feststand, daß sie dadurch abschloß mit dem Leben.

Das Verhältnis zwischen Marciana und Elenor war ein innigeres denn je. Erstere zeigte ein so tiefes Gefühl, ein so feines, zartes Verständnis für ihr Leid, als ob es ihr eigenes wäre. Elenor glaubte in ihrer Unerfahrenheit, daselbe könne nur — aus gleich schmerzlicher eigener Erfahrung so wahr und echt stammen, Marciana hatte also den guten Vater doch wahrhaft und von ganzem Herzen geliebt. Sie hatte ihr schlimmes Unrecht gethan, als sie sich kurz nach der Katastrophe vor der Leiche ihres Vaters kränkte über ihre scheinbare Kälte, über die auch der immer gehässige Brandmann seine Bemerkungen machte. So tröstete konnte nur ein liebendes, selbst leidendes Gemüt.

Sie hat so flehentlich, daß Marciana vorderhand ihren Plan, Estrup zu verlassen, aufgab. Die Nachrichten, welche von Trepan herüber kamen — beide erkundigten sich insgeheim darnach — lauteten von Tag zu Tag günstiger.

Graf Wladimir erholte sich rasch von dem schweren Fieber, das ihn befallen und anfangs das Schlimmste befürchten ließ.

Marciana sah voll innerer Angst dem Tag entgegen, wo Wladimir kommen werde, um sich zu rechtfertigen; er mußte kommen, so schwer der Gang für ihn war, die Sitte, die öffentliche Meinung verlangten es. Sie bereite auch Elenor darauf vor und riet ihr, wemöglich der ersten Begegnung auszuweichen, um die Feinlichkeit seines Besuches nicht zu erhöhen.

Wladimir war unter der treuen Pflege Menas rasch genesen. Dieselbe versuchte es, nicht nur seinen Körper,

sondern auch seine Seele zu heilen, und es gelang ihr auch zum guten Teil.

Sie gab sich alle Mühe, ihm die Wahnvorstellung, die sie in seinem Gehirn um sich greifen sah, er habe nur im geringsten eine Absicht gehabt, den Grafen zu töten, anzureden. Sie lästerte deshalb auf Brandmann und Cyrill — auf den toten Grafen selbst, der einen solchen unverantwortlichen Verdacht gewiß im Jenseits büßen müsse, — ja vor allem auf sich selbst, sie sei eine einfältige Schwärmerin, der Teufel selbst müsse ihr diese Einflüsterungen gemacht haben, es sei eine platte Unmöglichkeit, daß ein so edler, herzenguter Mann wie er je einen solchen Gedanken fassen könne, auch wenn er etwas zu tief in die Augen der schönen Gräfin geblickt habe; sie sei ja wirklich so schön, daß es ihm am Ende gar nicht zu verdenken wäre.

Ob es ihr so ernst war mit ihrer Sinnesänderung, ist bei dem Charakter einer Alona zweifelhaft, dazu war der Umschlag zu plötzlich und heftig. Näher liegt es, zu glauben, daß die treue Seele der festen und am Ende ganz richtigen Ueberzeugung war, daß die überhandnehmende Gewissheit seiner Schuld ihn zum Wahnsinn bringen müsse, und es vor allem für ihre Pflicht hielt, ihren Liebling davor zu retten. War er auch wirklich schuldig — so wie sie in ihrem Innersten ahnte, gewiß wußte sie es ja auch nicht — was kümmerte sie das, die Alona? Im Gegenteil; dann bedurfte er erst recht eines mütterlichen Herzens. Die Sühne, die Vergeltung kam nicht ihr zu, für sie war er auch schuldig ihr Herr, und noch mehr — ihr aus den Händen einer sterbenden Mutter übernommener Schützling.

Wladimir lautete gierig ihren Erklärungen und Selbstverurteilungen, sie waren wirklicher Balsam auf seine wundete Brust. Sie hatte ja ganz recht, es war eine Wahnvorstellung, eine geistige Krankheit, erzeugt durch die über große Aufregung, genährt durch das rings leimende Mißtrauen. Er liebte die mitfühlende, tröstende Alte wieder so innig wie als Knabe und zeigte es ihr auch, wodurch wiederum diese, ganz beseligt von ihrem Einfluß, zur höchsten Aufopferung angepornt wurde. Jetzt hatte er ihr schwören können, daß er ein Mörder sei, sie hätte ihn nicht minder geliebt, sie hätte ihn bis zu ihrem letzten Atemzuge verteidigt.

Auch Wladimir schenkte sich anfangs vor dem Tage, an welchem er in Estrup erscheinen sollte, doch Alona gab ihm seinen ganzen Mut, seine ganze Zuversicht wieder zurück; sie sprach auch kein böses Wort mehr über Marciana, über sein Verhältnis zu ihr.

So kam es, daß er eines Tages mit leichtem Herzen sein Pferd bestieg und gegen Estrup ritt. Er fühlte sich schon lange nicht mehr so wohl, so frei. Es war eine Krankheit, die in ihm stak, die er jetzt glücklich überwunden. Er überlegte sich, was er ihr alles sagen wollte; das stand fest, bei dem geringsten mißtrauischen Worte wollte er energisch ihr gegenüber auftreten. Sie hatte einen gräßlichen Verdacht gegen ihn, kein Zweifel, und am Ende mußte sie ihn haben, seinen Worten und Thaten kurz vor dem Ereignis nach. Sie wird jetzt eine stürmische Werbung erwarten, nachdem „das edle Herz zu schlagen aufgehört“, im geheimen vielleicht wünschen, obwohl damit ihr Verdacht zur Gewissheit werden müßte. Ein Weib vergißt rasch ein Verbrechen, zu dem ihr Liebreiz getrieben, und wenn sie auch nicht vergeht, nicht vergehen kann vor der Welt, so fühlte sie doch, wider ihren Willen vielleicht, ein geheimes, wonniges Nachtgefühl. Doch darin soll sie sich täuschen, das soll seine Rache sein für den Empfang, den sie ihm bereitet in der Bogdanmühle, keines seiner Worte soll an die Vergangenheit erinnern, es soll ihr Wunsch in Erfüllung gehen, den sie damals in der Kapelle geäußert: „Es soll ein neues Leben beginnen auf dem Grabe des alten.“ Heute gleich wollte er ihr seine Abreise nach dem Süden mitteilen, dann mußte sie sich schämen ihres frevelhaften Verdachtes und der letzte Keim der bösen Krankheit, die ihn ergriffen, mußte erstickt.

Er ritt an der Bogdanmühle vorbei, an dem Platze, wo die Bahre gestanden, er fühlte keinen Anflug von Grauen und freute sich darüber, er hätte jetzt dem alten Cyrill ins Gesicht gelacht, anstatt sich über ihn zu ärgern, wenn er da gewesen wäre, doch die Mühle stand still und leer.

Jetzt erblickte er das Dach von Estrup zwischen den Bäumen, er ließ sein Pferd in scharfen Trab fallen; eine plötzliche Unruhe stieg in ihm auf, die er vergebens zu beherrschen suchte. Er wollte die Veranlassung seines Kommens, seine natürliche Ehen, Elenor zu bezeugen, als Grund dafür annehmen, doch die Unruhe war keine peinliche, drückende, sondern eine wonnige, freudige, alle Nerven wollüstig erregende, die wir nur empfinden, wenn wir unserem Glück uns nahen, er sträubte sich nicht mehr dagegen, er genoß sie mit schwellender Brust und spornete sein Pferd zu immer stürmischerem Lauf.

Marciana sah ihn kommen. Eine innere Unruhe trieb sie seit Stunden jeden Augenblick an das Fenster, das nach der Seite von Trepan ging. Ein ungeheures Bangen ergriff sie und doch konnte sie den Blick nicht wenden von dem Reiter. Die Herren hatten recht, er allein war der geeignete Führer, für den das Volk sich begeistern konnte,

schön, ritterlich, ein Vollblutpferd, wie er dahersprengte — und der sollte... — Die Röte des Hornes über sich selbst stieg ihr ins Gesicht.

Elenor war im Zimmer mit einer Arbeit beschäftigt, auch sie hörte den Hufschlag und eilte ans Fenster. Gleich konnte sie sich nicht losreißen von seinem Anblick, doch als er im Hofe verschwunden, eilte sie, die Hand auf dem schmerzenden Herzen, hinaus.

„Empfange ihn milde, Marciana, er ist so unglücklich genug,“ sagte sie.

Marciana hätte sie um alles zurückgehalten, um ihn nicht allein empfangen zu müssen, doch das ging nicht, sie hatte Elenor ja selbst dazu bestimmt, sich nicht sehen zu lassen.

Sie hörte seine Tritte auf der Treppe. Jeden Augenblick blieb er stehen, ihm war wohl noch banger als ihr.

Sie dachte des Austrittes in der Kapelle, seiner verbrecherischen Bitte: „Gib mir wenigstens Hoffnung, wenn es von selbst bricht, das edle Herz!“, ihrer ersten Empfindung, als sie in der Mühle aus seinem Munde die Nachricht vom Tode Minsk's erfuhr, und sie stehete zum Himmel, der Graf möge nicht durch einen Gefühlsausbruch, durch eine Anknüpfung an jene verhängnisvolle Stunde diese Empfindung wieder erneuern, gegen die sie ankämpfte und die trotzdem immer wiederkehrte zu ihrer Qual.

Ein Diener meldete Graf Tortler.

„Lasse den Grafen eintreten.“

Sie griff nach einer Arbeit, der Maske der Seelenruhe. Der Graf trat ein. Sie blickte nicht auf und machte noch einige Stiche, es war nur eine Sekunde, aber für beide Teile eine inhaltschwere Sekunde.

„Verzeihen Sie, Gräfin,“ tönte seine Stimme.

Marciana sah auf. Er sah auffallend gesund aus, sie hatte sich ihn anders gedacht, keine Spur eines Seelenleidens, eines nagenden Schuldgefühls; sie hätte sich freuen sollen darüber, aber, sie fühlte sich eher verletzt; er nahm die Sache offenbar zu leicht, wenn auch der Zufall herrschte, das Mißgeschick — ein Menschenleben, das ihm teuer sein mußte, lastete doch auf ihm.

„Daß ich Sie noch einmal mit meinem Anblick kränke, aber es ist meine Pflicht und mein gutes Recht, das unglückliche Ereignis, dessen unschuldiger, unseliger Urheber ich war, bis in das kleinste Detail Ihnen zu schildern; meine Schuld daran wird dadurch in Ihren Augen jedenfalls gemindert werden, und darum allein ist es mir zu thun. Es sind einige Wochen seitdem verfloßen, Sie werden mich jetzt ruhiger, vorurteilsloser anhören als damals, als ich, gleichsam frisch beledet mit Ihres Vaters Blut, vor Sie trat.“

Die Befürchtungen Marcianas schwanden bei diesem ernststen, kalten Tone; der Himmel hatte ihr Flehen erhört, doch es geht gar oft so, Marciana beruhigte die Erhörnung nicht, der Ton war ihr zu kalt, zu ernst, so durfte er zu einem Richter sprechen, nicht zu ihr.

„Wozu soll es nützen, Graf Tortler,“ begann sie, ihm einen Platz anbietend, „das für mich und Sie gleich Entschliche zu zergliedern? Ein unglückseliger Zufall hat gewaltet, nennen Sie es Schicksal, wie Sie wollen, und ob nun die Unvorsichtigkeit, die begangen wurde, von Seiten Minsk's oder von Ihrer Seite eine größere war, ist ja am Ende gleichgültig für das traurige Resultat, und ich, eine Dame, kann es am Ende gar nicht so beurteilen; von einer wirklichen Schuld kann ja keine Rede sein, da ja die Absicht fehlt, so ist auch eine Verteidigung meiner Ansicht nach unnütz.“

„Und doch ist es noch nicht lange her, Gräfin, daß Sie eine Verteidigung nicht nur nicht unnütz fanden, sondern geradezu forderten,“ erwiderte mit einer gewissen Entrüstung im Tone Wladimir.

„Ich forderte eine Verteidigung?“ fragte erstaunt Marciana. „Wann?“

„In der Bogdanmühle an jenem Unglückstage, als Sie aus meinem eigenen Munde die gräßliche Kunde vernahmen — nicht mit Worten, wenigstens nicht mit offenen, klaren Worten, wenn auch um so schmerzlicher, mit verschleierte, zweideutigen — aber mit Blicken, Gräfin, die ich aus diesen Augen wohl verstand, forderten Sie damals eine Verteidigung.“

Die Gräfin wurde bald bleich, bald rot, mit Wollust bemerkte Wladimir ihre Verwirrung.

„Sie werden doch begreifen,“ entgegnete sie unsicher, „daß mich diese schredliche Nachricht entsetzen mußte, Graf, tief erschüttern, und daß eine solche heftige Gemütsbewegung sich auch nach außen hin in Blicken und Worten kund gibt.“

„Das begreife ich sehr wohl,“ fuhr gelassen, seinen Blick fest auf Marciana gerichtet, Wladimir fort, „aber es lag etwas anderes in diesem Blick, etwas, was ich Ihnen nicht einmal verargen kann, Gräfin, nach dem sonderbaren Zusammentreffen gewisser Umstände. Verdacht lag darin, ein böser, häßlicher Verdacht;“ — Marciana fuhr auf, er beachtete es nicht — „daven mich zu reinigen, bin ich hier.“

„Ich verstehe Sie nicht, Graf,“ erwiderte sie unsicher, „ich will Sie nicht verstehen. Sie irren sich, Sie haben in Ihrer begreiflichen Aufregung Dinge, die nicht sind noch waren. Haben Sie Mitleid mit mir und machen Sie einen Zustand nicht noch beklagenswerter.“

Marciana führte ein duftendes Epizentuch vor die Augen.

„Es muß sein,“ erwiderte ruhig, unbeugsam Wladimir. „Das Geschehene muß herausgeschnitten werden, ehe es mich und Sie vergiftet. Wir sind unter uns, Gräfin —“ Marciana wich unwillkürlich zurück. Wladimir lächelte fast spöttisch. „Sie mißverstehen mich, Gräfin, ich meine nur, wir können offen sein. Sie mußten einen Verdacht haben, den Verdacht, daß ich —“

Marciana hielt abwehrend die Arme vor.

„Ich beschwöre Sie, Graf!“ flehte sie.

„Daß ich den Grafen Minsky — absichtlich erschoss,“ sprach er im Flüstertone.

Marciana erstarrte einen Aufschrei mit dem Taschentuche und floh in die Fensternische.

„Ja, Sie mußten ihn haben und hatten ihn auch — leugnen Sie, daß Sie ihn hatten?“

Wladimir trat in herausfordernder Haltung vor sie; ihr Gesicht war blutleer, sie brach in Thränen aus und erhob flehend die Hände gegen ihn.

„Erbarmen, Wladimir!“ flehte sie.

„Nicht wahr, Sie hatten ihn!“ sagte er tief bewegt, auch seine Stimme klang verschleiert. „Der Vorgang in der Kapelle abends zuvor, wo meine wilde, ungezügelter Leidenschaft sich zu Ihren Füßen Bahn brach, wo ich meine stürmischen Hoffnungen in verbrecherische Worte kleidete, wo ich alles — alles vergaß über — über — ich muß es sagen — über der abgöttischen Liebe zu Ihnen, Marciana, — gab Ihnen das Recht dazu, ihn zu hegen, — wer einmal auf jemandes Tod lauert, wenn auch nur in Gedanken, der kann ihn auch selbst töten. Dies sagten Ihnen ja auch andere, die nur dunkel ahnten, daß eine geheime Seelenverbindung bestehe zwischen mir und Ihnen, dieser Brandmann, der alte Cyrill — meine Mona, meine zweite Mutter — noch wer — hören Sie alles, ich kann Sie nicht verschonen — noch wer —“

Er ergriff ihre Hand und näherte sich ihrem Ohre, sein Angesicht war jetzt grau, die Lippen weiß.

„Graf Minsky selbst!“

Marciana wandte, er mußte sie mit dem Arme stützen.

„Ja, Minsky selbst! Marciana!“ schrie er auf. „Du sollst sie doch nicht besitzen.“ Dabei griff er nach mir — der Tod trat dazwischen. Alle sollen sie mich verdammen, mich Mörder nennen mit jedem Blick, alle Lebendigen, alle Toten — bis auf eine — bis auf Dich, Marciana!“

Die Gräfin war stöhnend vollends in seine Arme gesunken, das bleiche Gesicht mit den geröteten Lidern sah geisterhaft, überirdisch schön aus der Blut schwarzen Haares, das, sich lösend, Wladimir umwallte. Ein mystischer Strom umzuckte ihn, der Duft ihres Atems stieg ihm in das Gehirn, es schien ihm eine furchtbare Last, die in seinen Armen lag, die Kniee wandten ihm darunter.

„Hören Sie mich zu Ende, ermannen Sie sich.“

Er drückte heftig ihre Hand. Die Gräfin schlug die Augen auf, ihm gerade in das Gesicht; er ließ sie sanft auf den Stuhl nieder.

„Ich ertrage es nicht, auch an dieser Stelle als Verbrecher zu gelten. Glauben Sie nicht, ich werde mich mit meinem Namen, mit meiner Erziehung, meinem Charakter, meiner Ehre rechtfertigen — das ist alles Phrasen — ich fühle es, daß man einen Mord begehen kann aus Liebe — aber der Mord muß etwas nützen, den Mörder näher bringen der Erfüllung seines brennenden Wunsches, nicht ihn davon entfernen, sie ganz unmöglich machen — damit kann ich mich rechtfertigen; ich wäre kein Mörder, sondern ein Wahnsinniger. Die Witwe des von mir getöteten Grafen Minsky ist für mich tausendmal unrettbarer als die Frau des lebenden Greises — sie ist für mich verloren, auf ewig verloren! Der Zufall, der mich wenigstens unterstützt haben soll, raubt mir die letzte Hoffnung, die mir sonst nichts hätte rauben können. — Glauben Sie jetzt noch an ein Verbrechen, Gräfin Marciana?“

Diese stierte, die Hände auf den Knien krampfhaft verschlungen, auf den Boden.

„Marciana rief er?“ sagte sie, ohne den Blick zu heben. Es lag jedenfalls eine bittere Anklage in dem Tone, eine gerechte Anklage, so ungerecht, so ungerecht die gegen sie gerichtete war. „O, es geschieht mir ganz recht, ganz recht. Ja, Graf Wladimir, ich gesteh's, ich hatte den grausen Verdacht, von dem Sie eben sprachen, und zur Strafe dafür wälzt sich jetzt die ganze furchtbare Last der Schuld an dem Toten, die ich Ihnen zugebracht, auf meine Brust!“

„Gräfin!“ fuhr Wladimir auf. „Um Gottes willen, verfallen Sie nicht in dieselbe Krankheit wie ich, sie ist martervoll! Sie haben gekämpft wie eine Heldin gegen einen rücksichtslosen, hinterlistigen Feind, der Sie in dunkler Sturmnacht plötzlich überfallen, der Sie verfolgt bis ins Heiligtum der Kirche, und Ihr Gebet um Stärke und Kraft durch sein verwegenes Liebesstammeln gestört. Daß Sie einen Augenblick unterlagen — Sie — ein Weib, dem wilden Ansturm eines Mannes, der sich seiner Macht bewußt war — das ist das Gesetz der Natur, das alle menschlichen Gesehe zermalmt mit seiner Allgewalt — das ist keine Schuld.“

Marciana senkte den Blick nicht mehr, er ruhte jetzt groß, mit feuchtem Glanze auf Wladimir, aus dessen

selbstvernichtenden Worten die Glut höchster Leidenschaft hindurchleuchtete.

Der Unglückselige, wo er heilen wollte, schlug er neue Wunden, in dem Augenblicke, wo er den rücksichtslosen, hinterlistigen Kampf beurteilte, den er führte, entsagte er ihn von neuem.

„Wladimir,“ sagte sie, den Titel hinweglassend, in ganz verändertem Tone, „lassen wir die Mäste fallen, wir sind beide schuldig. Sie überfallen ein Weib, das Ihrem Schutze sich anvertraut, nicht jählings in dunkler Sturmnacht, Sie stören sein Gebet nicht durch Liebesstammeln im Heiligtum der Kirche, wenn Sie nicht wissen, daß dieses Weib Sie liebt.“

Wladimir lag zu ihren Füßen und bedeckte die kleine weiße Hand mit heißen Küßen, sie entzog sie ihm sanft.

„Darum lassen Sie uns auch beide die Schuld sühnen. Sie sagten eben, die Witwe des von Ihnen getöteten Minsky sei Ihnen tausendmal unrettbarer als die Frau des Lebenden; warum sollte einem tödlichen Zufall das Glück zweier schuldlosen Menschen geopfert werden? Glauben Sie, ich würde mich um das Gerede, das Nasenrumpfen der Welt bekümmern? Wladimir, für so kleinlich dürfen Sie mich nicht halten.“

Der junge Mann laß atemlos jedes Wort von ihrem Munde.

„Hätten wir unsere damals frevelhafte, ehebrecherische Leidenschaft unterdrückt — für ihr Aufwallen kann ja niemand — hätte Graf Minsky nicht das Recht gehabt, in diesem grauenhaften Tone, der mein ganzes Leben durchhallen wird, Marciana!“ zu rufen, — träten Sie jetzt, Graf Wladimir, mit Ihrer unbesleckten, männlich beherrschten Liebe vor mich hin, die reine, fleckenlose Witwe — nichts hielte mich ab, Ihnen Herz und Hand zu bieten.“

„Marciana, Sie sind grausam.“

„Jetzt ist es unmöglich; es wäre nur eine Fortsetzung des Betrugs an Minsky. Sein zufälliger Tod würde zum erwünschten — wir könnten doch nicht über einen Zufall trauern, der uns so rasch an das Ziel unserer Wünsche brachte, ohne uns selbst zu belügen, ja noch mehr — der entsetzliche Gedanke, den ich damals gehegt in der Bogdammühle, ein unbewußter, aber Ihr ganzes Wesen beherrschender Wunsch habe die Kugel gelenkt, die Minsky getroffen, möchte in uns beiden wieder auftauchen und müßte uns, ganz abgesehen von der Welt, zur Verzweiflung bringen.“

Wladimir fuhr zurück, wie von einem Insekt gestochen. Alles war wieder vernichtet, was er sich selbst sagte, was Mona ihm sagte. Der Glaube Marcianas an seine Unschuld, alles... — Er sah wieder Minskys Kopf ganz deutlich vor dem Bistur und sein Finger bog sich um den Drücker —

Er sprang auf, ganz verwandelt, die Glut seiner Wangen war Totenblässe geworden.

„Sie haben recht, Gräfin,“ sagte er kalt, „ich habe mir daselbe gedacht, ich kam nur, um Abschied zu nehmen.“

Marciana war betroffen von dem Eindruck ihrer letzten Worte auf Wladimir, sie wollte ihn nicht kränken damit, dieser plötzliche Umschwung seiner weichen Stimmung, dieses brüste, bedingungslose Eingehen auf ihren Vorschlag that ihr unendlich wehe.

„Sie verzeihen? In den Süden wohl?“ fragte sie.

„In den Süden, Gräfin.“

„Wohl um den bösen Eindruck der letzten Zeit zu vergessen? Sie haben recht, Graf, ich wollte, ich könnte es auch. Ich würde Ihnen einen Ort anraten, wo man sich zerstreuen kann, wo man im Taumel des Vergnügens alles vergißt — Nizza vielleicht?“

„Vielleicht!“ entgegnete Wladimir. „Doch es handelt sich für mich nicht um eine Vergnügungsreise —“ Er stockte.

„Nicht um eine Vergnügungsreise?“ fragte mit einer hastigen Bewegung Marciana.

„Nein, Gräfin; es handelt sich — um einen ständigen Aufenthalt.“

„Um einen ständigen Aufenthalt? Sie wollen doch nicht Velen für immer verlassen?“

Marciana suchte vergeblich ihre Gemütsbewegung zu verbergen, ihre Brust ging hoch, der Ausdruck unaussprechlicher Angst lag in ihren Zügen.

„Für immer,“ klang die Antwort gepreßt. Wladimir senkte den Blick.

„Ihr bedrängtes Vaterland, Ihre Heimat verlassen für immer?“

„Ich habe kein Vaterland mehr, keine Heimat!“

„Wladimir!“ schrie sie auf, „das ist nicht wahr. Sie haben ein Vaterland, das Sie heiß lieben, das Ihrer vielleicht bald bedarf, das Sie nicht verlassen dürfen auf immer. Alles ruft nach Ihnen in der Stunde der Entscheidung. O, hätten Sie es mit angehört am Tage des Begräbnisses, wie sie alle nur von Ihnen sprachen, alle Hoffnung nur auf Sie setzten, hätten Sie es gesehen, wie sie verzagt auseinandergingen, ohne Entschluß, weil Sie fehlten! Sie würden nicht eines unglücklichen Weibes willen die feige Flucht ergreifen!“

„Doch gehört zum Fliehen mehr Mut als zum Bleiben. Schon einmal ertönte derselbe Lärm dort in der Bogdammühle; wäre ich ihm nicht gefolgt, es stünde jetzt anders um uns. Wenn ich bleibe, Marciana,“ er hauchte nach

ihrer Hand, „dann bleibe ich nicht fürs Vaterland, so will ich mich und Dich nicht belügen, sondern um mein glühendes Wollen zu befriedigen, um Dich zu besitzen, die mir mehr ist als Vaterland, Ruhm und Ehre — und alles!“ Er preßte sie wild an sich, wie damals in der Kapelle, sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Und das darf ich nicht.“

„Wenn ich aber alle Schuld auf mich nehme,“ flüßelte, aufgelöst in seliger Leidenschaft, Marciana, „wenn ich Dir sage, ich liebe Dich mehr als mein Seelenheil, wenn ich Dir sage, ich kann nicht leben ohne Dich — darfst Du dann auch nicht?“

Wladimir zitterte bis in sein Innerstes.

„Auch dann nicht,“ hauchte er, ermattet vom Seelenkampf. „Ich muß ihn strafen, den Minsky, sonst werde ich wahnsinnig. Leben Sie wohl, Marciana, auf ewig!“ Er drückte einen Kuß auf ihre feuchte Stirn, ließ die Halsbühnenmächtige auf einen Sessel gleiten und eilte voller Hast zur Thüre hinaus. Er hörte einen Aufschrei „Wladimir!“, dann einen dumpfen Fall, er wollte zurückkehren, der Unglücklichen beispringen — da kam ein Diener ihm entgegen.

„Holen Sie Comtesse Glenor zur Gräfin, sie ist unwohl,“ befahl er ihm, schwang sich auf das Pferd, das unten ein Stallknecht bereit hielt, und ritt davon, wie von Dämonen gejagt, ohne umzublicken.

Als Glenor in das Zimmer Marcianas trat, fand sie dieselbe bleich, mit wirrem Haar, am Sofa liegen. Mit zärtlicher Hand trocknete sie die feuchte Stirne.

„Das war eine harte Stunde für euch beide,“ sagte sie. „Ich habe zu Gott gebetet, daß er sie erleichtere und Dein Herz zum Verzeihen neige. Hat es geholfen, hast Du ihm verziehen?“

Marciana nickte stumm, schwere Zähren standen in ihren Augen.

„Dann darf er wieder kommen, nicht wahr? Ich fühle jetzt die Kraft, ihn zu sehen,“ fuhr sie fort.

„Er kommt nie mehr wieder,“ ächzte Marciana.

„Nie mehr wieder, Wladimir nach Estrup?“

„Er reißt morgen fort nach dem Süden — für immer! Die Erinnerung, der Schmerz —“

Das war zu viel für Glenor! Sie sank aufstöhnend wie ein zu Tod getroffenes Wild in den Schoß Marcianas. Diese blickte schmerzrötend, in verzehrender Qual herab auf dieses unschuldsvolle Antlitz voll heiligen Schmerzes und mischte ihre sündhafte heiße Thränenflut mit dem Himmelstau, der aus diesen Mädchenaugen floss.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei über Papier und Pappe.

Von

H. Raab.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Im Jahre 1746 ließ die mit dem Wachsen seiner Leinwand beschäftigte Gattin des amerikanischen Papierfabrikanten Buttenshaw aus Versehen einen Sack gepulverten Blaus in Papierzeug (Papierbrei) fallen, das beinahe fertig gemahlen war. Als sie das Blau sich rasch mit dem Stoff vermischen sah, fürchtete sie großes Unheil angerichtet zu haben und vernied jede Erwähnung des Falls. Schließlich wurde das Geheimnis doch offenbart und die Unachtsamkeit glänzend belohnt. Buttenshaw erhielt für sein „verbessertes“ Fabrikat einen weit höheren Preis und machte seiner Frau ein kostbares Geschenk.

Was war hier vorgegangen? Welche Zauberkraft wohnt dem unscheinbaren Wachsblau inne?

Mr. Buttenshaw hatte in seiner Fabrik stets weißes Papier hergestellt. Die Veredelung bestand in der Gewinnung eines weichen, wenn auch „kälteren“ Farbentons.

Das Weiß selbst des mit gebleichtem Stoff gefertigten Papiers ist nämlich matt, mit einem Stich ins Gelbe, und man sucht seit jener zufälligen Entdeckung durch einen geringen Zusatz von blauer Farbe, vorzugsweise Berlinerblau, künstliches Ultramarin und Anilinblau, ein sogenanntes „blendendes“ Weiß zu erzielen.

Die freundliche Lektüre weiß ja, daß auch die Wäsche, wenn man sie nicht durchbläut, gelb aussieht. Freilich wird selten das richtige Maß eingehalten und recht oft muß der Hausherr die „blauen Flecke“ prahlend auf dem Oberhemd zur Schau tragen. Die Damen haben keine Zeit, um sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern.

Das Blau allein genügt beim Papier zur Erreichung des Zweckes nicht.

Professor v. Helmholtz hat nachgewiesen, daß blaue Farbentöne unregelmäßig zu gelben sind, das heißt, daß durch die Vereinigung von Spektralblau mit Spektralgelb entsteht. Die Mischung von Spektralfarben ist aber gänzlich verschieden von der Mischung von Farbstoffen. So gibt ein Gemenge von Berlinerblau mit gelbem Gummiweiß auf der Palette Grün, weil die roten und gelben Lichtstrahlen vom Berlinerblau, die blauen und violetten vom Gummiweiß verschluckt werden, demnach nur noch grüne übrig bleiben.

Nun entsteht, sofern der reine, gebleichte Papierstoff bloß mit Blau vermischt wird, wirklich eine ins Grüne spielende bläuliche Schattierung. Zur Neutralisierung dieses Grüns gibt man bei feinen weißen Papieren stets etwas Anilinschwarz zu. Hier bringt die Mischung der Pigmente dieselbe Wirkung hervor, wie die optische Vereinigung der entsprechenden beiden Farbentöne. Die verschiedenen Nuancen von Grün haben nämlich Rot zur Komplementärfarbe.



Strohsechterinnen im Gruyèresthal (Kanton Freiburg, Schweiz). Zeichnung von F. de Haenen. (S. 134.)



Die Rindfleischmässer in Schorndorf (Württemberg). Originalzeichnung von Th. Volz. (S. 135.)

Dah es bei der Wäsche nur des Zuges von Blau bedarf, um Weiß entstehen zu lassen, ist höchst eigentümlich. Aus der Verschiedenheit beim Papier und bei der Wäsche läßt sich unfehlbar so viel ableiten, daß der Farbstoff, welcher das erstere gelb färbt, ein anderer ist als derjenige in der Wäsche. Es wäre eine Ersparnis an Geld und Arbeit, wenn es gelänge, das Anilinrot bei der Herstellung von Papier entbehrlieh zu machen. Herr Professor Dr. G. W. Vogel, Dozent der Photochemie an der technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, an welchen ich in der Angelegenheit eine Anfrage richtete, teilt meine Ansicht, daß beide Farbstoffe nicht identisch seien, und ist gleich mir der Ueberzeugung, daß auch die Papiermasse sich durch Zusatz eines Farbstoffes ins Weiße stimmen ließe. Die Spektralanalyse kann hier Fingerzeige liefern, sobald sie die Absorption des gelben Farbstoffes erschließt. Vielleicht geben diese Zeilen eine Anregung zum gründlichen Studium der Frage.

Um wirklich blaue Papiere zu fabrizieren, wendet man entweder nur blaue Lumpen an oder man unterstügt die Wirkung des Berlinerblaus durch eine Auflösung von Blauholz und so weiter.

Je dünner Papier ist, das heißt aus je weniger Fasern es besteht, desto länger und kräftiger müssen diese sein, damit es die nötige Festigkeit erhält. Seiden- und Gigarettenpapiere werden daher in Europa entweder ganz oder zum großen Teil aus Hanf- und Flachsfasern angefertigt.

Ein unscheinbarer Artikel sind die Hüllen aus Seidenpapier für Hütten, die H. Henschel in Ludenwalde fabriziert. Er verwendet indes davon jährlich dreißigtausend Gros. In seiner Fabrik werden ferner Papierteller als Unterlage für Bier- und Wassergläser, sowie Papierteller hergestellt.

Velinpapier weist auf das französische velin, das nach dem Wörterbuch der Akademie sein weiches Kalbleder bedeutet.

Bei „Sanders“ steht: Velinpapier = ungeripptes Papier von pergamentähnlicher Stärke und Glätte. Diese Erklärung steht mit der Praxis nicht im Einklange.

Die deutschen Feinpapierfabrikanten bezeichnen ihre Erzeugnisse in folgender Weise:

- I. Stoff: Velin,
- II. „Superfein,
- III. „Fein u.

Velin ist also ein streng technischer Ausdruck für ein glattes, rein weiches Papier feinsten Qualitäts.

Die „Papierzeitung“ behauptet in ihrer Nummer vom 28. Mai 1885, daß Velinpapier sich sehr gut durch „glattes Papier“ wiedergeben lasse. Das trifft wohl nicht ganz zu, denn glatt sind auch die Sorten II. und III.

Sehr beliebt sind heute, insbesondere bei der Damenwelt, Briefbogen und Briefumschläge aus Velinpapier.

Für Luxusdruck in Farben oder Bronze, überhaupt für Arbeiten, bei welchen Glanz und Effekt die Hauptsache sind, zum Beispiel für Etiketten, benötigt man häufig sogenanntes Glacé, Porzellan- oder Emailpapier. Es ist meist Schreibpapier, welches einen Ueberzug von Kremlingweiß erhalten hat und matt oder poliert in den Handel kommt.

Flintstinglas, Sand- und Schmirgelpapier werden von verschiedenen Handwertern zum Polieren benötigt. Das erstere entsteht, wenn fein gepulvertes Glas gestrichen und auf ein weiches, aber sehr haltbares, mit einer Klebmasse bestrichenes Papier gestreut wird. In ähnlicher Weise bereitet man Sand- und Schmirgelpapier. Schmirgel besteht gleich den kostbaren Edelsteinen Rubin und Saphir aus kristallinierter Thonerde, die das Ansehen von Glas und eine nur von derjenigen des Diamants und Wors übertrifftene Härte hat. Schmirgelpapier heißt auch Koftpapier, weil es zum Einpacken feiner Stahlwaren dient, welche es gegen Rost schützt. In der Fabrik für Schleifpräparate von J. Lienau jr. in Reusshat (Hollstein) werden jene drei Papiersorten in zahlreichen Abstufungen hergestellt. Früher schliessen (polierten) Tischler, Drechsler, Radierer, Schlosser, Schuster und so weiter mit Schachtelhalmen (Equisetum). Alle Schachtelhalme haben nämlich einen Ueberzug von Rieselerde. Die ungeheure Ausdehnung der Industrie zwang schließlich dazu, nach einem andern Material Umschau zu halten, denn Schachtelhalme wurden immer seltener und zu teuer.

Richtiger wäre übrigens die Benennung: Glas-, Sand- und Schmirgelpappe.

Filterpapier tritt in den Dienst der Küche, der chemischen Fabriken, Apotheken und Photographen. Im Jahre 1880 lenkte die Papierzeitung die Aufmerksamkeit auf eine der Reiztheit von den — Kaffeefiltern drohende Gefahr. Zum Filtern von Kaffee wird meist Papier verwendet, welches aus wollebenen und halbwellenen Stoffen hergestellt ist. Das dazu benötigte Rohmaterial besteht hauptsächlich aus Abfällen weicher Stoffe, die als Unterleider auf der bloßen Haut getragen wurden und infolge dessen in hohem Grade mit Hautausdünstungen imprägniert sind. Rühren sie von Kranken her, so beherbergen sie gewiß häufig Aufsteckstoffe, um so mehr, als gerade Wolle solche begierig aufnimmt und energig festhält. Bei der Fabrication wurden diese Haden nach Angabe der Papierzeitung damals nur mechanisch gereinigt und so lange gewaschen, bis der Stoff klar erscheint. Es ist zu beklagen, daß derartige beherbergenswerte Warnungsrufe nicht in die für das große Publikum bestimmten Prekerzeugnisse übergehen. Der Fabrikant, dessen Geldbeutel beteiligt ist, ignoriert mit seltenen Ausnahmen die ständigen Auseinandersetzungen des Fachblattes. Jedenfalls sollten unsere Hausfrauen das gewöhnliche weiße Filterpapier erst dann zum Filtern von Genußmitteln verwenden, wenn Gewissheit darüber besteht, daß das zu dem Papier benötigte Material chemisch gereinigt worden ist. Wir ist nur eine Firma bekannt, welche chemisch reine Kaffeefilterpapiere liefert: Sessner & Kreuzig in Niederhagen bei Annaberg im Königreich Sachsen. Die mir zugesandten acht verschiedenen Sorten ihres Fabrikats haben sämtlich die durch Ausfrieren erzielte naturweiche Färbung der Baumwollensorten. So lange sich nicht andere Garantien darbieten, möchte ich empfehlen, unmittelbar von dieser Fabrik zu beziehen.

Drellpapier wird hauptsächlich als Futter für Koffer verwendet. Es ist ein Vantpapier, welches Drillich nachahmt.

Schrenz ist Vöhpapier. Zur Herstellung desselben wird dem Papierbrei Infusorienerde zugesetzt.

Vauspapier, wie Emil Volkmann in Speyer es anfertigt,

dient zum Durchzeichnen. Gushow schreibt irgendwo von „auf dünnem Papier nachgepausten Worten“. Nach Grimm und Sanders ist auch die Schreibweise Vauspapier richtig. Grimm bringt sogar nur Vause.

Unverbreitliches, für wertvolle Drucksachen, Manuskripte und Urkunden aller Art unschätzbares Papier kann man mit Hilfe von Abseß herstellen. In Frankreich wird ein derartiges Papier, welches mit gewöhnlicher, aus Galläpfeln und Eisenvitriol bereiteter Tinte beschrieben werden muß, in den Staatskanzleien viel verwendet.

Vaschbares Papier (Tracirpapier) wird erzeugt, indem man das Papier mit Hilfe von Benzin durchscheinend macht und vor der Verflüchtigung des Benzins in eine aus Bleipänen, Zinkoxyd, venetianischem Terpentin und so weiter zusammengesetzte Lösung taucht. Schreibt man auf dieses Papier mit guter Kopirtinte, so können ohne Presse brauchbare Kopien gewonnen werden.

Hydrographisches Papier ergibt beim Beschreiben mit reinem Wasser schwarze Schriftzüge. Es besteht aus gewöhnlichem Schreibpapier, das mit Galläpfelabzud getränkt und nach dem Trocknen mit fein gepulvertem Eisenvitriol eingerieben ist.

Um die Aenderung von Schriftstücken zu verhüten, versteht Hedmann in Loughton (England) das Veimwasser mit Ghanfalium und Schwefelammonium und läßt das geleimte Papier durch eine dünne Lösung von schwefelsaurem Mangan oder Kupfer gehen. Wird auf solchem mit Galläpfeltinte beschriebenen Papier eine Schriftverteilung mittels Säuren versucht, so verwandelt sich die Tinte sofort augenfällig von Schwarz in Blau oder Rot, je nach dem angewendeten Salze. Werden zum Zwecke der Schriftverteilung Alkalien verwendet, so wird das Papier braun. Will man durch Radieren eine Fälschung vornehmen, so wird die Fälschung von der Oberfläche des Papiers abgenommen, und es erscheint der weiche Kern des Papiers, da sich die Farbe nur an der Oberfläche befindet.

Ein ähnliches Sicherheitspapier wird in Deutschland von der Patentpapierfabrik in Penig (Königreich Sachsen) hergestellt. Die Erfindung macht eine Täuschung durch gefälschte Wechsel und sonstige, die Basis des heutigen Handelsverkehrs bildende schriftliche Zahlungsmittel unmöglich.

Ueber „Petrefaktenpapier“ schreibt mir die verewitete Frau Professor M. Gruppe in Berlin:

Wahrscheinlich stellen Sie sich unter dem Petrefaktenpapier etwas anderes vor, als es ist. Es ist ein buntes Papier und der Name bezieht sich ausschließlich auf das Muster, das von großer Feinheit ist und an Verfeinerungen erinnert. Mein Mann, der ein großer Bücherliebhaber war, wünschte die früheren Bände eines Werkes ebenso gebunden zu haben wie die ersten Teile. Der Buchbinder erklärte, daß augenblicklich das gewünschte Papier, sogenanntes „Annonapapier“, nicht aufzutreiben wäre. Mein Mann, der keine Verzögerung wünschte, machte Veruche, das Papier selbst herzustellen. Es gelang ihm nicht, aber er erfand das Petrefaktenpapier. Die Erfindung ist verkauft worden, doch die Ungunst der Verhältnisse — ich glaube, das Jahr 1848 kam dazwischen — hat verhindert, daß das Papier in den Handel gebracht wurde. So besitze ich nur wenige Proben; ich sende sie Ihnen. Ich habe vor einigen Jahren (1878) dieselben in der Papierausstellung gezeigt mit dem Wunsch, das Andenken meines Mannes auch nach dieser Richtung hin zu ehren, und in der Hoffnung, daß vielleicht ein Industrieller Lust bezeigen könnte, die Sache von neuem in die Hand zu nehmen. Mein Mann hatte den Wunsch, die Erfindung für Tapeten zu verwenden und mit einem Ueberzug von Glasstafeln auch zu Tischplatten, Fensterbrettern und dergleichen. Wir haben in der Familie einen kleinen runden Tisch und mehrere Briefbeschwerer anfertigen lassen.

Die Voraussetzung im Eingang des Briefes trifft zu. Ich erwartete Papier mit Reliefs, hatte aber flache marmorirte Bunt-papiere vor mir. Die Zeichnungen auf glänzendem grünem oder grauem Grunde sind meist muschelartig; in einigen vermag eine lebhaft Phantasie Raupen, Vogelsköpfe und anderes Gekier zu erkennen. In den von Frau Professor Gruppe genannten Fällen mag das Papier einen recht wirkungsvollen Beleg hergeben; namentlich zu Tapeten erscheint es mir passend.

Tinte wird durch Ozon leicht vom Papier entfernt. Als das neueste Mittel, Papier von Fettflecken zu befreien, empfiehlt Walchow die Benzolmagnesia. Gebrannte Magnesia wird mit Benzol (Steinkohlbenzol), einer farblosen Flüssigkeit, so lange gemischt, bis eine Masse entsteht, die nach einiger Zeit krämlig wird. Man reibt den Fettfleck mit einer geringen Menge der Substanz behutsam mit dem Finger ein und klopft dann die Magnesiakrümelchen ab. Frische Flecke verschwinden gewöhnlich sofort, veraltete sehr bald. Selbst die feinsten Papiere werden hierbei in ihrer Güte nicht beeinträchtigt; bedrucktes Papier erleidet höchstens insofern einen Nachteil, als der Druck ein wenig lichter wird.

Pappe ist nichts weiter als ein sehr dickes Papier. Die meisten Pappen werden durch Aufkleben weißer und farbiger Papiere bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, ehe sie als Buchdecken, Schachteln und dergleichen in die Hände des Käufers gelangen. Da das Aussehen somit meist gleichgültig ist und es nur auf die Widerstandsfähigkeit ankommt, so können die Abfälle anderer Papierfabriken, wie überhaupt Faserstoffe der geringsten Art, in den Pappfabriken Verwendung finden.

Presspappe oder Glanzpappe (pressboards, glazed boards) unterscheiden sich von anderen Pappen dadurch, daß sie viel fester und zäher sind und spiegelartig glänzende Oberflächen haben. Sie dienen dazu, den besten Schreib- und den Briefpapieren die vom Publikum verlangte seidenartige Glätte zu geben. Man schichtet Bogen um Bogen zwischen Presspappe und setzt das Ganze einen Tag lang in eine kräftige Presse.

Die Dachpappe ist eine sogenannte Saugpappe, deren Rohstoff aus wollebenen Lumpen besteht. Sie ist sehr weich und wird mit möglichst viel Teer getränkt, so daß eigentlich nicht ein Papier, sondern ein Teerdach entsteht; Teer allein kann in einer gleichmäßigen Schicht nicht erhalten werden.

Es gibt auch Vauspappe. Papier eignet sich als sehr schlechter Wärmeleiter vorzüglich zum Schutz von Wohnräumen gegen äußere Hitze und Kälte. Zur Herstellung von Vauspappen werden die Holländer hauptsächlich mit Stroh, außerdem mit Hadenabfällen, altem Papier und dergleichen gespeist. Dielem Mischung werden die verschiedenartigsten Chemikalien zugesetzt, deren Anwendung die Pappen feuerfest und wasserfest machen soll.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders im Westen, finden diese Pappen beim Häuserbau ausgedehnte Anwendung.

Eine willkommene Neuerung sind die Globen aus Pappe, unter welchen die aus der geographisch-artistischen Anstalt von Ernst Schotte & Co. in Berlin hervorgehenden den Ehrenplatz einnehmen. Die Globen aus Gips sind schwer und leiden bei jedem Stoß. Die Schottischen Erd- und Himmelsgloben, die in den verschiedensten Größen und Ausstattungen angefertigt werden, sind leicht und unzerbrechlich und sollen in Bezug auf wissenschaftliche Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Kugel wird bei denselben aus reiner Pappe hergestellt und dann mit dem auf Papier gedruckten Segment überzogen. Die Segmente erscheinen in acht verschiedenen Sprachen.

Der Vornehmthumerei ist der Ausdruck Pappe zu — hölzern. La grande nation hilft dienstbeflissen aus. Wenn die sparame Frau Geheimerätin im Pappgeschäfte einen Hut erstellt, so ruft sie bestimmt und mit dem charakteristischen Nasenlaut: „Für den Karton legen Sie aber nichts auf die Rechnung!“ Sie meint die Pappschachtel.

Leider haben die Papierfabrikanten selbst ein Wortungeheuer in den Geschäftsverkehr eingeschmuggelt: Kartonpapier. Es ist ein durch Aufeinanderkleben mehrerer Bogen Schreibpapier erzeugtes starkes, fein satiniertes Papier.

Karton ist Papier, folglich ist Kartonpapier ebenso falsch, wie zum Beispiel Guerillakrieg und Attentatsversuch. Da Karton in Fleisch und Blut übergegangen ist, möchte „Kartonpapier“ als eine Bergewaltigung der Sprache, als blühender Unsinn überall erkannt werden.

Eine besondere Art Kartonpapier ist der sogenannte, meist zum Druck von Karten bestimmte Glacé- oder Kreidelarton. Die Ausdrücke Glacépapier und Glacéarton scheinen im Handel oft daselbe zu bedeuten.

Vöhpapier ist härteres, für Schulbücher empfehlenswertes Vöhpapier.

In der Malersprache heißen Kartons Umrisse von Figuren oder von Gruppen, die mit der größten Genauigkeit auf Treppen, deren Größe und Tiefe vom Bedürfnis des Künstlers abhängt, gezeichnet sind. Man gebraucht diese Zeichnungspappe vornehmlich beim Fresko.

Die Strohflechterei im Gruyèresthale.

(Vgl. S. 132.)

Trotz des unfreundlichen, regnerischen Sommers dieses Jahres trugen unsere Damen dennoch die saisongemäßen Strohhüte, bebandert oder blumengarnirt, mit flacher Kränze oder hochaufgestülpt, je nachdem Geschmack oder Mode es verlangte. Wenige jedoch gedachten dabei wohl der bescheidenen Strohflechterinnen, deren fleißige Hände das Material zu diesen Hüten liefern. In einem der schönsten Gebirgsthäler des Kantons Freiburg, dem Gruyères- oder Gruyèresthale, hat sich seit Jahren eine Industrie entwickelt, die heute bereits tausende von Frauenhänden beschäftigt, die Strohflechterei. Dieselbe wird dort hauptsächlich im Winter betrieben, in manchen Häusern jedoch auch das ganze Jahr hindurch. So kommt es denn, daß die Frauen dieser Gegend eine ganz besondere Geschicklichkeit darin sich aneignen, leider ohne größeren Entgelt, da der höchste beim Strohflechten zu erringende Tagesverdienst 60 bis 70 Centimes beträgt. Das Stroh wird von der Strohfabrik geliefert, die es in Schachteln, bereits präpariert und gleichmäßig zugeschnitten, an die Flechter verendet. Für eine Treffe von 20 Meter, eine „Piede“, wird 80 Centimes Arbeitslohn vergütet.

Wie unser Bild es zeigt, findet man sich zu der Flechterei gerne familienweise zusammen; bei fröhlich munterem Geplauder sieht sich viel schneller Meter zu Meter, und flint muß ja gearbeitet werden, sonst bringt der Tag zu karglichen Lohn. Die Hände der Arbeiterinnen müssen stets feucht erhalten bleiben, was das Vorhandensein des großen auf dem Tisch befindlichen Wassernapfes erklärt, in den eine der Frauen eben die Finger taucht. Die Arbeit ist übrigens weder schwierig noch anstrengend, selbst Kinder können sie thun. Ein weiterer Schweizerkanton, Aargau, betreibt die gleiche Industrie, wie diese auch im benachbarten badischen Schwarzwald mit großem Erfolg ausgeübt wird.

Zur Geschichte der Lese- und Schreibkunst.

Kaiser Otto der Große, geboren 912, der Scepter und Schwert gleich rühmlich führte, war desoweniger bekannt mit den spitzen Waffen des Stils, die wir Buchstaben nennen. Erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin — er war vierunddreißig Jahre alt, als sie starb — lernte er, wie Willehlm erzählt, lesen, brachte es aber noch so weit, daß er Bücher ohne Anstöß lesen und verstehen konnte. Ein anderer glücklicher Kriegsheld und weiser Regent, der ostgotische König Dietrich, soll seinen Namen innerhalb zehn Jahren nicht schreiben gelernt haben. Ebenso wenig verstand Markgraf Jakob von Baden, ein trefflicher Fürst, der 1453 starb, die Kunst des Schreibens, sah aber ein, wie viel ihm fehlte, und hielt deswegen darauf, daß seine Prinzen das Schreiben lernen mußten. Die wenigen Frauen zu Avignon, welche zu jener Zeit des Lesens und Schreibens nicht ganz unfähig waren, wurden gelehrte Damen genannt. Selbst solche Frauen überhaupt, in deren Umgange Männer von wissenschaftlichem Ruf Vergnügen fanden, konnten nicht immer schreiben. Von dem 1485 verstorbenen Heidelberger Humanisten Rudolf Agricola wird berichtet: Sehr angenehm sei ihm der Umgang mit Frauen gewesen, besonders mit solchen, welche das Schreiben verstanden, so daß er einen Briefwechsel mit ihnen habe unterhalten können. Daß aber sogar noch im vorigen Jahrhundert nicht alle, die zu den gebildeten Ständen gehörten, des Schreibens kundig waren, zeigt zum Beispiel ein vom 22. Februar 1707 datirter Vergleich, in welchem ein Fräulein M. Ch. v. Ulrichshausen so unterzeichnet hat: „Vor mich und meine Schwester Anna Dorothea, weil sie Schreiben ohnerfahren.“ A. St.

Die Kündelinfier zu Schorndorf.

(Bild S. 137.)



Ansicht von Schorndorf.

Vinnen wenig Wochen hat das schwäbische Volk zwei nationale Gedenktage gefeiert, welche für die Entwicklung des württembergischen Staates von großer Bedeutung gewesen sind. Während die Feier der Schlacht bei Dillingen dem Andenken eines Fürsten galt, der sein kleines Vaterland vor dem Untergang durch innere Feinde und Zwistigkeiten rettete, verherrlichte die am 6. September in Schorndorf, königlicher Oberamtsstadt im württembergischen Jagstkreise an der Rems, stattgefundene Kündelinfier eine einfache Bürgerfrau, die Bürgermeisterin der Stadt, Anna Barbara Walch-Kündelin, deren mutvolle That den Anstoß zur Vertreibung der Franzosen aus ihrem Vaterland gab.

Ohne Ahnung des drohenden Verderbens, das über sie binnen kurzem hereinbrechen sollte, lagen die reichgezeichneten Fluren am Rhein und Neckar in tiefem Frieden da, als der schreckliche Franzoseneinfall vom Jahr 1688 namenlosen Jammer und furchtbare Verwüstung verursachte, deren Spuren noch jetzt hier und da sichtbar sind. Soldaten waren nicht im Lande, die befanden sich weit entfernt in Ungarn mit dem Kriege gegen die Türken beschäftigt. So waren die herrlichen Gauen schutzlos und wehrlos den rohen, plündernden Horden preisgegeben, deren Zerstörungswut noch durch ihren Anführer, den berühmten Melac, immer mehr entfacht wurde. Binnen kurzem kamen fast alle größeren Städte, die sich meistens ohne jeden Widerstand ergeben hatten, in die Hände der Feinde. In Württemberg selbst, dessen Herzog, der zwölfjährige Eberhard Ludwig, mit seinem Vormunde Friedrich Karl nach Regensburg geschickt war, während die edle Herzogin-Mutter, Magdalene Sibylle, in frommer Ergebung und Standhaftigkeit mitten unter ihren bedrängten Unterthanen blieb, wehten nur noch auf drei Festungen die Landesfarben: auf dem fernen, unüberwindlichen Hohentwiel, auf den stolzen Finnen des Neusses und auf den starken Wällen des wichtigen Schorndorf. Es galt zunächst, den letztgenannten wohlverwahrten Platz zu gewinnen, der durch seine Lage von hervorragender Bedeutung war: er schützte Württemberg gegen Osten und sperrte die große Straße von Nördlingen nach Nürnberg. Am 7. Dezember 1688 erschien daher Melac mit nur 40 Reitern vor den Thoren der Stadt, um dieselbe zur Uebergabe aufzufordern. Er glaubte, der Schrecken seines Namens und die Furcht vor dem noch von keinem Gegner besiegten Heere werde genügen, die Bürger zum Oeffnen der Thore zu veranlassen. Aber er hatte sich getäuscht; die Verteidigung der Festung lag in den Händen eines wackern und erprobten Kriegsmannes, der sich lieber unter ihren Trümmern begraben lassen als ohne Schwertstreich verräterisch den ihm anvertrauten Posten verlassen wollte. Der Stadtkommandant Johann Günther Krumhaar hatte seine Tapferkeit schon im fernen Osten, im Kriege gegen die Türkei, bewährt. Mit stolzer Verachtung wies er die ihm von Melac für die Uebergabe angebotenen 2000 Dukaten zurück. Das war der erste Widerstand, den der so gefürchtete General in Württemberg fand. Melac wandte sich jetzt wütend und aus Furcht, dieses eine Beispiel möchte den langverhaltenen Born des so jämählich geknechteten Volkes wachrufen, an die ihm stets gefügige Regierung mit der Weisung, sie solle die Uebergabe befehlen. Man beillte sich natürlich auch diesmal, dem Wunsche des Gewaltthätigen nachzukommen, und schickte den Kriegsrat Heller und den Hofjunker von Hoff nach Schorndorf ab. Krumhaar gab jedoch nicht nach, selbst als er erfuhr, daß Melac gedroht hatte, Stuttgart plündern und niederbrennen zu lassen. Da wandten sich die beiden Kommissäre an die Väter der Stadt. Hier fanden sie geneigtere Ohren, und die Kapitulation wäre auch wirklich erfolgt, wenn nicht ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten wäre. Die Frau des Bürgermeisters Walch, Anna Barbara, geborene Agricola aus Leutkirch, hatte mit Schrecken den Entschluß des Rates vernommen. Sie kannte aus eigener Erfahrung und aus den Berichten der in die Stadt geflüchteten Bayern die furchtbaren Greuel, welche die Franzosen in den von ihnen besetzten Städten verübt hatten, und das gleiche Schicksal sollte jetzt ihr geliebtes Schorndorf treffen? Schnell entschlossen verband sie sich mit der Frau des Wirtes und Gerichtsschlichter Kagenstein und ließ durch den schlauen Weingärtner Kurz, der von Haus zu Haus eilte, die Frauen zu sich entbieten. Von dort aus zogen sie, in Compagnien geordnet — immer die bösesten Weiber wurden zu Offizieren gewählt und erhielten Degen und kurze Gewehre zur Ausrüstung — und mit allen möglichen Haus- und Küchengeräthschaften, mit Ofen- und Hengabeln, mit Bratpfannen, Behenspfannen, Stuhlbeinen, Säckeln und anderem mehr bewaffnet, nach dem Marktplatz, auf welchem die ernst blickende Bildsäule des Herzogs Ulrich verwundert auf das sonderbare Treiben zu ihren Füßen herabschaute. Das Rathaus wurde umzingelt und die Bürgermeisterin schlich, nur von einigen wenigen begleitet, sich bis vor das Sitzungszimmer, um zu hören, — wie die Sage berichtet, durch den großen Radelosen — ob ihre Männer wirklich zu einer feigen und schmachvollen Uebergabe bereit seien. Als sie sich von der Richtigkeit dieses traurigen Planes überzeugt hatte, drang sie in das Beratungszimmer mit den anderen Frauen ein, drohte ihrem Manne, sie würde ihn, wenn er nicht gegen die Uebergabe stimmen würde, sofort mit eigener Hand als Verräter nieder schlagen, und kündigte den übrigen Ratsherren das gleiche Schicksal

an. Die braven Väter der Stadt waren vor Erschrecken und Schrecken ganz sprachlos. Ohne jede Widerrede fügten sie sich schließend dem Befehle ihrer Frauen und wurden dann entlassen. Die beiden Kommissäre jedoch behielten die Frauen in strengem Gewahrsam und überhäuften sie mit Spott und Hohn, bis es endlich dem Kommandanten gelang, den Kriegsrat Heller heimlich aus der Festung zu entlassen, während der Hofjunker von Hoff auf den Wällen mitarbeiten mußte. Eifrig beteiligten sich die Frauen dann an der Bewachung der Mauern. Der mit seinem Heere heranziehende Melac wagte jedoch keinen Angriff, da der aus Bayern erwartete Entsatz nahe herangekommen war. So blieb Schorndorf von den Schrecknissen einer französischen Belagerung durch die Unerbittlichkeit einer Frau bewahrt. Die heldenmütige Bürgermeisterin hat noch lange die ungeteilte warme Verehrung ihrer Landsleute genossen, denn erst als neunzigjährige Greisin legte sie am 20. November 1741 ihr müdes Haupt zur wohlverdienten Ruhe, nachdem sie auch ihren zweiten Mann, den Bürgermeister Kündelin, und ihr einziges Kind bestatet und die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens erblinnet zu gebracht hatte.

Die zweihundertjährige Gedenkfeier ihrer einzig in der Geschichte dastehenden That hatte am 6. September eine ungeheure Menge Schaulustiger nach Schorndorf geführt. Der Festmorgen wurde früh um 6 Uhr durch eine Tagwache eingeleitet, worauf um 9 Uhr in der geschmackvoll restaurierten Kirche der Festgottesdienst stattfand. Dann folgte mittags 1½ Uhr der historische Festzug durch die Straßen der Stadt, der natürlich den Mittelpunkt der Feier bildete. Er zerfiel in zwei Abteilungen, von denen die erste die hauptsächlichsten Kriegszeit, in welchen Schorndorf als Festung eine Rolle spielte (1490, 1527, 1634, 1688), vorführte, während die zweite ein Bild der Entwicklung der friedlichen Thätigkeit in Handwerk und Landwirtschaft bot. In der ersten Abteilung waren fast alle von den in der obigen Erzählung erwähnten Personen zu erblicken in prächtigen, historisch treuen Kostümen. Ganz besonderes Interesse erregte natürlich der Wagen der Bürgermeisterin, umgeben von einer ausserordentlichen Schaar der Schorndorfer Weiber, alle bewaffnet mit Morgenstern, Säbel, Lanzen und Schießgewehren, ja sogar mit einem altertümlichen Hausgeräth, der zweigigen Ofengabel. Die bewaffneten Weiber hatten den Parlamentär, den Herzog von Bernold, samt seinem Trompeter in die Mitte genommen, an dessen Trompete das Flaggentuch mit den goldenen Lilien im weißen Felde befestigt war. Daran schloß sich, gleichfalls sehr vorteilhaft arrangiert, die Gruppe des französischen Heerführers Melac mit vier Nordbrennern, die brennende Fackeln in den Händen und auf den Rücken Säcke trugen, angefüllt mit manderlei Raub. Der General selbst war vortrefflich wiedergegeben: eine etwas hagere Gestalt mit scharfen Zügen und schwarzer Allongeperücke, auf der ein kleines dreieckiges Hüßchen thronte. Nachdem der Zug den Festplatz erreicht und sich dort aufgelöst hatte, betrat Professor Dr. Th. Schott aus Stuttgart die Rednertribüne in der geräumigen Festhalle und hielt die vortreffliche, mit rauschendem Beifall aufgenommene Festrede, der wir in Kürze die obigen geschichtlichen Thatachen entnommen haben. Bis um 6 Uhr wogte die lebhaft erregte und freudig gestimmte Masse auf dem Festplatze hin und her, bis das Zeichen zum Beginn des Festspiels: „Die Weiber von Schorndorf“, historisches Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wechsler, gegeben wurde. Mit dieser von Dilettanten ausgezeichnet wiedergegebenen Darstellung schloß zur allgemeinen Zufriedenheit die zweihundertjährige Gedenkfeier dieses für Württemberg so wichtigen historischen Ereignisses.

Dr. A. S.

Leben um Leben.

(Bild S. 129.)

Ueber die breite, hochgepannte Brücke drängt und hastet das Gewühl der Hauptstadt. Wenige der Vorübergehenden finden Zeit einen Blick nur hinunter zu werfen nach den dunklen, trüb sich vorwärts schiebenden Wassern oder hinaus über das Dächer- und Giebelmeer der Kapitale. Die Leute haben alle so viel zu thun, kalt und teilnahmslos eilen sie aneinander vorüber — Zeit ist Geld!

Was schaut denn da zwischen den niederen Steinfäulen des Brückengeländers hindurch? Ein kleiner, struppiger Kinderkopf ist's, mit großen dunklen Augen, die verwundert hinabgucken in die Tiefe. Ganz vorn am Brückenrande liegt ein weißes Papier, das der Zufall hingeweht; wenn es sich durch die Lüfte zwingt und das Papier vorwärtschiebt, so wird es schwimmen unten, ganz wie die großen Schiffe. Und das geschmeidige Leichen drängt sich, unbeachtet, durch die kleinen Fingerringe schieben das weiße Ding über den Rand hinaus. Wie es flattert — fällt — sich wieder hebt, vom Winde getragen — jetzt senkt es sich auf das Wasser — da liegt es auf — jetzt schwimmt es — jetzt kommt es zur Brücke — jetzt unter dieselbe — jetzt —

Ein Schrei! Das Kind fällt in die Tiefe. Alles rennt zu der Brüstung — man sieht das Kind fallen — das Wasser aufspritzen und sich wieder schließen. Ein Bräuer ist unter den Passanten; ein goldenes Herz im Leinwandfelle. Rasch entschlossen steigt er über den Brückenrand, wirft die hemmende Arbeitsjacke ab und —

„Um Gottes willen, Vater, was thust Du?“
„Nichtschonst. Laß mich!“
Zu diesem Moment führt uns das lebenswahre Bild, das die Stirnseite des heutigen Festes ziert; mögen unsere freundlichen Leser den Vorgang sich nach eigener Empfindung abschließen, vielleicht mit Bürgers schönem: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“

—r.

Sinnsprüche.

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr Geliebte daran tragen.

Ein gut Wort richtet mehr aus als ein Fährlein Landts-Inechte.

Abend im Walde.

(Bild S. 137.)

Im Wald ist Abend worden,
Und still um Busch und See;
Nur leise zu seinen Borden
Wagt düstend sich das Reh.

Es flamm't durch das Geäst
Mit lechtem Purpurschein,
Verflachen blinzeln im Neste
Die kleinen Vögelein.

Das Schilfrohr nickt im Riede,
Die Wipfel rauschen leicht —
O seliger Abendfriede
In grüner Waldespracht!

w.

Bliß-Will.

Aus dem amerikanischen Verkehrsleben

von

B. Reinhold.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Herr Dwecat!
„Beliebt, Herr?“
„Der Herr Stationsagent läßt Sie bitten;
es ist jemand am Telephon, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Kalkulire, es ist Herr Baritt, unser Lokalagent. Hat immer dergleichen Anliegen im letzten Augenblick.“

„Ich weiß es nicht, Herr. Aber es hat Eile, hat der Herr Stationsagent gesagt. Man wird auf Sie warten.“

Der Beamte verließ eilig den hell erleuchteten Spezialwagen, welcher für Rechnung der Schmitth'schen Exprescompagnie*) in den Ueberlandzug nach St. Paul eingestellt war, und schloß dann die Thür sorgfältig hinter sich zu, nicht ohne sich vorher von dem festen Verschluss derselben versichert zu haben. Denn er hatte unter anderen der Compagnie zur Beförderung nach dem Nordwesten anvertrauten Wertgegenständen allein hundert Barren Silber von je tausend Dollars im Wagen, welche für Minnesota bestimmt waren. Diese lagen wohlverwahrt in einem schweren, am Wagenboden angeschraubten eisernen Geldschrank mit Patentverschluss, und Dwecat trug den Schlüssel hiezu in einem kleinen Täschchen bei sich, welches an einem um den Leib geschlungenen Lederriemen angebracht war.

Drüben auf der Stationsoffice wartete man seiner bereits mit Ungeduld, denn die zulässige Wartezeit von fünf Minuten war beinahe verflossen.

Dwecat legte die beiden Hörrohre an und gab das Zeichen, daß er bereit sei.

Es war die bekannte Stimme Mr. Baritts, des Lokalagenten der Expresgesellschaft, dessen Geschäftszimmer für unvorhergesehene Fälle mit der Stationsoffice telephonisch verbunden war.

„Sie wissen,“ begann Baritt, „wir haben die Silberbarren im Wagen. Schide Ihnen daher heute einen Begleiter, Herrn Billet. Wird mit Schreiben von mir versprochen. Soll den Dienst lernen und ordentlich aufpassen — ist übrigens Klient des Herrn Schmitth selbst — behandeln Sie ihn gut.“

Dwecat brummte etwas von Mißtrauen und Bevormundung in den Bart, drehte den Kautabak von der rechten in die linke Bude und spuckte die braune Brähe in weitem Bogen über den Kopf des arbeitenden Telegraphisten hinweg in die andere Ecke des Zimmers; dann gab er das übliche Verstandenzeichen und trollte übel gelaut nach dem Wagen zurück. Unterwegs unterließ er jedoch nicht, durch ein gut gemessenes Glas „Bokers-Bittere“ seinen Ager an der Bar hinunterzuspülen. Dwecat trank nie reinen Whisky.

Die Vorsichtsmasregel des Lokalagenten schien nicht ganz unbegründet. In den letzten Monaten waren wiederholt räuberische Angriffe gemacht worden auf die in den Nachtzügen laufenden Wagen der Gesellschaft, in denen man Wertgegenstände aller Art geborgen wußte. Bald waren es einzelne Streiche, bald ganze Banden sogenannter „Road agents“, die offen oder versteckt, mit Gewalt oder mit List ihre verbrecherischen Pläne ins Werk setzten, und nach vollbrachter That ebenso schnell, wie sie gekommen, auf bereit gehaltenen, ebenfalls geraubten Pferden im Innern des Landes auf Nimmerwiedersich verschwand. Dwecat leuchtete das auch nach und nach ein, und eine verständlichere Stimmung hatte dem Agerer Platz gemacht. An der Treppe wartete seiner bereits ein junger Mann, der einen leichten Handkoffer auf die Stufen niedergelegt hatte und sich bei Ankunft des Beamten freundlich grüßend als Mr. Billet vorstellte.

*) Die Exprescompagnien vermitteln in Nordamerika die Paket- und Gepäckbeförderung meistens in eigenen Wagen.

Dwöscat war wie umgewandelt. „Well, Mr. Billet,“ sagte er, eine gönnerhafte Miene annehmend, „ich weiß schon. Freut mich übrigens, Mr. Billet, kalkulire, werden gute Freunde werden.“

Dwöscat hatte unterdes die Thür aufgeschloffen, und die beiden betraten den Expresswagen, in welchem eine angenehme Temperatur herrschte.

Der Ankömmling überreichte sein Beglaubigungsschreiben. Es war von Herrn Paritt persönlich auf einen Briefbogen mit der Firma der Gesellschaft abgefaßt.

Dwöscat unterzog es einer flüchtigen Durchsicht. „All right!“ sagte er dann, das Schreiben zu sich steckend. „Haben Sie sich auch vorgelesen mit Proviant? Es ist weit bis St. Paul. Uebrigens — Rum und Wasser zu einem Glas Grog wird von der Gesellschaft geliefert. Wir werden es in Beulah Junction einnehmen, kalkulire, so gegen zwölf Uhr, wenn uns der Engineer (Locomotivführer) keinen Strich durch die Rechnung macht.“

Während dessen setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Dwöscat zeigte seinem „Adjunkt“ die innere Einrichtung des Wagens, die Bücher und Agentenlisten und ließ ihn die leichteren, durch den Geschäftsgang erforderlichen Eintragungen und Buchungen vornehmen. Billet zeigte sich anständig und willig. Wer schon einmal genötigt gewesen ist, in einem dahinbrausenden Eisenbahnzuge schreiben zu müssen, der kann sich eine ungefähre Vorstellung machen von der eigenartigen Thätigkeit in einem solchen fahrenden Bureau; das Schreiben gelingt in der Regel erst nach einiger Uebung, wenn der Körper auf dieses ewige Rütteln und Schütteln dressirt ist. Dies und das Ungewohnte einer ihm neuen Beschäftigung überwand Billet jedoch mit einer verblüffenden Leichtigkeit, und Dwöscat konnte sich daher bald mit seinen speziellen Gelbangelegenheiten befassen.

Der Bahnstrang wendete sich nach Norden. Zur Rechten lag die endlose Wasserfläche des Michigansees, auf dessen plätschernden Wellen man deutlich die buntenfarbigen Signallichter der hin und her kreuzenden Lokaldampfer erblickte; aus den geschwärzten, schief liegenden Schornsteinen stieg von Zeit zu Zeit eine glühende rotgelbe Lohe empor, die sich, einem Kometenschweife nicht unähnlich, in einen Funkenbüschel auflöste, und schwächer



Rudolf von Bennigsen. (S. 138.)

und schwächer werdend, endlich ganz verschwand. Dann änderte sich der Lauf der Bahn, es ging landeinwärts in westlicher Richtung, quer durch die Hochebene von Wisconsin. Rasch vorbeihüpfende Lichtfünken sandten Grüße herüber aus den im Lande verstreuten Farmen oder aus den vielen an den Flüssen und Bergseen der Gegend vorhandenen Sägemühlen; man befand sich in der Gegend

des gesuchten „timbered land“, des bestbezahlten Weizenbodens von Wisconsin. Dann wechselte die Scenerie: nichts als ödes, von sogenannten „Openings“ oasenförmig durchzogenes Prärieland, wo man zwischen dem halb verbrannten Graswerk bisweilen die leuchtenden Augen eines hungrigen Wolfes zu erkennen glaubte; dann wieder wand sich die Bahn mitten durch die gelichteten Reihen der Waldbriesen des amerikanischen Urwaldes, von denen herüber der begehrlische Blick eines lauernden Luchses oder einer Wildkatze durch die dunkle Nacht funkelte, bis sie endlich das hügelige, zuweilen von den dunklen Schatten hoch aufgetürmter Felspartien unterbrochene Gelände der „blauen Berge“, die höchste Erhebung Wisconsins, erreichte, um nunmehr hinabzueilen nach dem Thale des „großen Vaters der Wasser“, des Mississippi.

Bei den Reisenden machten sich bald die unvermeidlichen Gefolgschaften einer Nachtfahrt geltend. Die Konversation stockte; gähnend lehnten sich die Passagiere zweiter Klasse (unserer dritten entsprechend) wider die niedrige Rückwand der harten Sitzplätze, umsonst nach einer bequemeren Lage suchend; einige bemeisterten ihre Müdigkeit durch ruheloses Hinundherlaufen in den schmalen Gängen, Tabak kauend und spuckend; andere begaben sich nach dem Rauchwagen, wo man zwischen einer Bande reisender Bettelmusikanten und whiskeyduftenden Gentlemen seine zehn Cent-Cigarre verpassen durfte. Wer eine Fahrkarte für den Schlafwagen hatte, lag natürlich längst in den weichen Polstern.

Mitternacht war's. Der Zug rollte pünktlich, weithin hörbar über die große Mississippibrücke hinüber nach Beulah Junction, wo die Maschine Wasser nehmen mußte. Dort fand auch Austausch der Post- und Wertstücke statt im Verkehr mit den einlaufenden Zweiglinien, und ein Lokalbeamter der Smithschen Expressgesellschaft wartete bereits auf den einlaufenden Zug.

„Ich glaube, der Satan reitet Euch, Mr. Dwöscat!“ rief er, rasch die Thür des Wagens aufreißend, in welchem das Gaslicht bis zum Halbdunkel gedämpft war; „hier ist Beulah Junction und kein Schlafwagen! Wo sind die Checks für den Baggage-Master?“ (Gepäckscheine für den Packmeister.)

Aber keine Hand regte sich, und in dem Beamten stieg eine dunkle Ahnung auf. Was war hier geschehen?



Zwergferkel im zoologischen Garten in London. (S. 139.)



Abend im Walde. Originalzeichnung von H. Heilmann. (S. 135.)

Rasch entschlossen schritt er nach dem Gasbahn und schraubte ihn auf. Das flackernde Licht zeigte eine wüste Scene.

Dort vor dem weit geöffneten Selbstschrank hing oder lag vielmehr Dwsocat, an Händen und Füßen gebunden; im Munde hatte er ein dickes Tuch; die Augen waren aus ihren Höhlen heraustrgetreten; im Wagen die größte Unordnung, Blutspuren und Zeichen eines heftigen Kampfes. Kein Zweifel, hier lag eine Vergewaltigung vor, ein Raub.

Der Beamte entfernte den Knebel aus Dwsocats Munde und befreite ihn von seinen Fesseln. Der Arme war arg zugerichtet. Er hatte zwar nur eine leichte, bereits verheilte Schnittwunde am Handgelenk, konnte aber auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort geben, und man brachte ihn vorläufig in der Stationsagentur unter. Dann wurde der Expresswagen auf ein totes Geleise gebracht, von wo man Kasse und Wertpapiere in sichere Obhut nehmen konnte. Um einen Wagen erleichtert dampfte der Zug nach Westen weiter.

Was war zu thun? Dwsocat hatte Fieber und rebete nur unzusammenhängendes Zeug, und auf der einsamen Station war weder Raum noch Gelegenheit zu der nötigen Verpflegung. Rasch entschlossen packte man ihn und seine Habseligkeiten auf und gab ihn dem kurz darauf in umgekehrter Richtung passierenden Nachtzuge nach Chicago mit, wo er in einer Zelle des Schlafwagens Ruhe und endlich auch den so nötigen Schlaf fand. — Die Natur hatte sich, wie in den meisten Fällen, selbst geholfen.

Der andere Morgen fand unsern Dwsocat in der Schreibstube des Präsidenten der Gesellschaft, Mr. Smith; er sollte sich verantworten über den Vorfall.

„Sie werden uns klaren Wein einschenken, Herr Dwsocat!“ examinierte Smith selbst, der einen kleinen, anscheinend teilnahmslos zuhörenden Herrn bei sich hatte. „Also Sie sagten uns, jener angebliche Begleiter, den Sie Villot nennen, habe plötzlich, als Sie am offenen Tresor saßen, einen gespannten Revolver nach Ihrem Kopfe gerichtet. Was thaten Sie, Herr Dwsocat, um den Angriff abzuwehren?“

„Was ich that? Nichts that ich; ich konnte vor Schreck kein Glied rühren!“

„So, so! Trotzdem Sie wußten, Herr, daß es fremdes Eigentum war, das man Ihnen anvertraut?! Sie machten nicht einmal den Versuch?“

Dwsocat richtete sich hoch auf; es war das verletzete Ehrgefühl, das sich in ihm aufbäumte. „Meine Herren! Ich hatte nur eine Wahl, die zwischen Tod und Stillschweigen; wenn ich das letzte wählte, so war dies gewiß kein Zeichen der Feigheit. Ich bin Familienvater —“

„Eben deswegen mußten Sie kämpfen — selbst um einen so hohen Einsatz, wie es das Leben ist.“

„Ganz ohne Kampf ist es nicht hergegangen; sehen Sie hier!“ — Dwsocat zeigte seine Schnittwunde am Arm. „Uebrigens kam der Angriff so plötzlich, so unerwartet; Villot war mir von Herrn Baritt selbst empfohlen.“

„Sie waren also überzeugt, einen Beamten vor sich zu haben?“ fragte der Präsident weiter.

„Ja, Villot übergab mir dieses eigenhändige Schreiben des Lokalagenten.“

„Aber dieses Schreiben ist gefälscht, es ist nicht von Herrn Baritt geschrieben.“

„Aber das Telephon, das Telephon!“ verteidigte sich Dwsocat hartnäckig.

„Herr Baritt stellt es gleichfalls in Abrede, mit Ihnen um jene Zeit gesprochen zu haben.“

Dwsocat wechselte die Farbe. „Ich weiß es nicht, meine Herren, ob es Herr Baritt gewesen ist, aber der Klang seiner Stimme war es ganz genau.“

„Erlauben Sie,“ fragte jetzt der Fremde dazwischen, „auf welchem Draht sprachen Sie in der Stationsagentur?“

„Auf Nummer 511.“

„Wenn aber Herr Baritt nicht mit Ihnen gesprochen hat, wie wollen Sie dies erklären?“ sagte er scharf.

„Mr. Baritt ist mit Nummer 1066 angeschlossen; beide Drähte sind in der Telegraphenagentur in besagter Stunde nicht zum Sprechen verbunden worden. Bleiben Sie auch jetzt noch dabei, Herr Dwsocat?“

„Ich behaupte es,“ sagte Dwsocat fest. „Der Telegraphist kann es bezeugen.“

„Und weiter, was that Ihr angeblicher Adjunkt?“ fragte jetzt Herr Smith.

„Er warf mir eine anscheinend bereit gehaltene Schlinge um den Hals und riß mich nieder. Im Nu war ich gefesselt wie ein Stück Vieh und geknebelt, daß mir die Luft zum Schreien verging. God damn! Es war zum Verzweifeln, als ich ihn in den Papieren und in dem Metall umherwühlen hörte, denn er hatte mich so an die Füße des Schrankes angebunden, daß ich ihm den Rücken zusehen mußte. Dann gab es ein Geräusch, wie wenn jemand mit Einpfaden beschäftigt ist — jetzt füllte er den mitgebrachten Koffer; — dann, als der Zug der Steigung wegen langsamer fahren mußte — ich glaube, es war gleich hinter der Wasserscheide in den blauen Bergen, hörte ich, wie er vorsichtig die Thür öffnete und dieselbe wieder hinter sich zuzog. Nun war alles zu Ende.“

„Hatten Sie den Mann schon irgendwo gesehen?“ forschte der Fremde weiter.

„Nein.“

„Aber Sie würden ihn wieder erkennen?“

„Ja, unfehlbar. Es war ein großer, hagerer Mensch; ich vergesse nicht den eigenartigen Schnitt des Schnurrbartes, wie ihn die Leute französischer Abkunft tragen in diesem Lande. Auch seine Sprache hatte jene eigentümliche nasale Färbung.“

Der kleine Mann wechselte einen Blick des Verständnisses mit Smith. Dann zog er ein rotes Portefeuille aus der Seitentasche des Ueberziehers und blätterte darin suchend umher.

„Ist er das?“ fragte er plötzlich den Beamten, indem er ihm eine kleine Photographie dicht unter die Augen hielt und zugleich die Wirkung bei seinem Gegenüber scharf beobachtete. In Dwsocats Gesicht zuckte es wie ein Wetterleuchten; er besah sprachlos das Bild und dann den kleinen Mann, der da so zielbewußt vor ihm stand; aber nach und nach hellten sich seine verdüsterten Züge auf.

„Ist's möglich, Herr? Ja, das ist er leibhaftig; dieselbe scharf geschnittene Nase, das fein gebogene Bartchen, die hochgewölbten Brauen mit den blühenden Augen darunter. Und Sie kennen den Schuft, Herr! Sie sind gekommen, des alten Onkels Dwsocat guten Ruf wiederherzustellen, des alten Dwsocat, der schon vierzig Jahre fährt zwischen Chicago und dem Nordwesten.“ Dwsocat hatte die Hand des Fremden umfaßt und blickte ihn stehend an, als hinge sein Schicksal an dessen Lippen.

„Beruhigen Sie sich, Herr,“ meinte der kleine ab, „ich glaube klar zu sehen. Aber jedes vorzeitige oder unbedachtame Handeln könnte der Sache nur schaden.“ Und indem er mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging, murmelte er vor sich hin: „Es ist richtig so; wir werden der Sache auf den Grund kommen.“ Dann wandte er sich plötzlich an den Präsidenten und raunte diesem einige Worte ins Ohr. Dieser nickte zustimmend.

„Kommen Sie,“ sagte er dann zu Dwsocat, der erwartungsvoll auf den Ausgang gespannt war, „Sie werden mich begleiten; ich glaube, wir haben die Fährte.“ Nun schritt er voraus durch verschiedene Straßen, während seine Blicke beständig hinaufgerichtet waren auf die Dächer der Häuser, als suche er irgend einen Schaden an den sich in lustiger Höhe dahinziehenden Drahtgespinnsten der Telegraphenleitungen. Zuweilen blieb er stehen; endlich machte er vor einem fünfstöckigen, über die anderen hervorragenden Hause Halt und ging dann hinein. Mit dem Housekeeper wechselte er rasch einige Worte; Dwsocat sah, wie er demselben ein Goldstück in die Hand drückte, und nun stürmte der Mann die Treppen des Gebäudes hinauf, mit großen Schritten mehrere Treppentufen auf einmal überschreitend.

Dwsocat konnte nur mit Mühe folgen. Immer höher hinauf ging's bis unter's Dach. Endlich — hier schien das Ziel zu sein. Vorsichtig öffnete der kleine eine der hier befindlichen, nach rechts und links führenden Thüren mit einem einzigen Ruck. Mit Blitzesschnelle nahm er mit der linken Hand den Hut vom Kopfe und steckte ihn durch die Oeffnung vorsichtig hindurch, während er mit der rechten die Mündung eines gespannten Revolvers folgen ließ. Aber nichts regte sich. Nun trat er durch die geöffnete Thür in das Zimmer hinein. „God damn! es ist leer, das Nest!“ rief er nach einem flüchtigen Blick in das Zimmer, das durch ein Dachfenster von oben herab erleuchtet wurde. „Aha! hier ist er heraus über die Dächer, der Vogel! Na, mir entgeht er nicht; aber wir wollen uns doch die Werkstatt etwas näher ansehen.“

Die Augen des kleinen Mannes leuchteten in hellem Glanze. Vorsichtig tastete er an den Wänden des Zimmers hin und her, als suche er dort etwas. Hatte er es gefunden? Plötzlich riß er an einer Stelle die Tapete von der Wand herab und ließ einen dumpfen Ton aus, eine Art Freudengeschrei, wie ein Indianer, der die Spur des Feindes wittert.

„Sehen Sie hier, Dwsocat, sehen Sie!“ rief er; dabei schlichte er mit einem Taschmesser die Tapete in gerader Linie bis zum Fußboden herab auf und legte einen schwarzen, mit Gummi umwickelten Draht bloß, der in einer Rinne zwischen Diele und Wandbelleidung weitergeführt war, bis zu einem in einer Nische des Zimmers angebrachten Klapptritt. Dwsocat hob den Deckel auf: vor ihm stand ein vollständiger Fernsprechapparat, System Bell.

Dwsocat zitterte vor Freude und Aufregung.

„Wissen Sie nun, wer dieser Pseudo-Baritt war, der mit Ihnen sprach?“ sagte der Detektiv, denn ein solcher war es, der die Führung übernommen. „Das kommt davon, wenn man die Leitungen über die Dächer legt. Der Halunke hat sich ganz regelrecht eingeschaltet, mit Erdleitung sogar. Sehen Sie, hier geht der Draht hinein in die Wasserleitung. Immer dieselben Manipulationen! Dachte mir's doch gleich. Na, warte, Blitz-Will, werde Dir die Suppe verjagen!“

In der That war die Telephonleitung, welche an einer Stütze über das Dach hinweglief, an einer Stelle zerschnitten und durch das Dachzimmer geführt. Man konnte sich also nach Belieben ein- und ausschalten und in beiden Richtungen hin sprechen, wann und was man

wollte, ohne daß die beiden offiziell miteinander Verbundenen eine Ahnung hatten.

Blitz-Will war ein bekannter Verbrecher, ein geborener Franzose, der früher bei der Kanalgesellschaft angestellt gewesen, dann auch den Telegraphendienst erlernt hatte und nun speziell in Telegraphenschwindel machte. Der Detektiv hatte bald alle Fäden in der Hand, um die Schlinge zusammenzuziehen über seinem Opfer.

Nach acht Tagen las Dwsocat im „New-York Herald“: „Gestern hat der Detektiv Mac Donald von der Pinkerton-Agentur (bekanntes Geheimpolizeinstitut) einen verwegenen Gauner dingfest gemacht, der die Ausbeutung der Expressgesellschaften zu seinem speziellen Gewerbe gemacht hat. Es ist der unter dem Spitznamen „Blitz-Will“ bekannte Räuber, welcher den Schmittschen Expresswagen vor einigen Tagen in der raffiniertesten Weise um mehrere tausend Dollars erleichterte. Ein großer Teil des Bargeldes und der Wertpapiere ist aufgefunden.“

Dwsocat atmete tief auf, als er dies gelesen. Diesmal nahm er vor lauter Freude einen doppelten Schluck Bokers-Bitters. Er schlief ganz vorzüglich in der darauffolgenden Nacht.

Rudolf von Bennigsen.

(Portrait S. 136.)

Keine Erinnerung der jüngst vergangenen Tage hat so viel Aufsehen erregt und so viel Anlaß zu allen möglichen Kombinationen gegeben, als die Wahl Rudolf von Bennigsen zum Oberpräsidenten von Hannover. An diesen hochangesehenen und erfahrenen Staatsmann knüpfte sich ein bedeutames Stück unserer neuesten deutschen Geschichte, denn er blickt schon auf eine dreißigjährige erfolgreiche politische Thätigkeit zurück und ist, wie es den Anschein hat, dazu ausersehen, noch eine hervorragende Rolle in dem deutschen Staatsleben zu spielen, und niemand zweifelt, daß eine Berufung an die Spitze seiner Heimatprovinz nur eine Vorstufe zu noch wichtigeren Posten ist.

Rudolf von Bennigsen entstammt einem alten niederländischen Adelsgeschlecht, welches sich im dreizehnten Jahrhundert von der Familie von Feinsen abzweigte und sich nach der von ihnen erbauten, im jetzigen Kreis Springe belegenen Burg, deren Ruinen noch zu sehen sind, nannte. Er wurde geboren am 10. Juli 1824 zu Lüneburg, wo sein Vater, der nachmals als Generalmajor seinen Abschied nahm und sich nach Hildesheim zurückzog, Hauptmann war. Nachdem er die Gymnasien von Lüneburg und Hannover besucht und im Jahre 1842 die Reise für die Universität erlangt hatte, widmete er sich auf den Universitäten Göttingen und Heidelberg der Rechtswissenschaft und war dann als Referendar bei verschiedenen richterlichen Behörden, zuletzt bei der Justizkanzlei zu Osnabrück, praktisch thätig. 1856 wurde er zum Assessor ernannt; zwei Jahre später finden wir ihn nach erfolgter Umgestaltung der Gerichtsverfassung als stellvertretenden Staatsanwalt in der Stadt Hannover wieder, eine Stellung, die er indeß nach kurzer Zeit mit der eines Richters am Obergericht in Göttingen vertauschte. Inzwischen hatte er schon eifrig an dem politischen Leben und Treiben teilgenommen und war von der Stadt Aurich zum Abgeordneten erwählt worden.

Da ihm aber die argwöhnische Regierung die Erlaubnis zur Ausübung des Mandats verweigerte, so verlangte und erhielt er seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Bald erkannte das allerdings nur kleine Häuflein der hannoverschen Opposition in ihm einen herausragenden Führer im Streite gegen die unerhört gewalthätige Politik der Regierung. In dieser oppositionellen Stellung brachte er in besonders bemerkenswerter Weise im Jahre 1859 mit fünfunddreißig Gleichgesinnten dem deutschen Volke zum Bewußtsein, daß der deutsche Bund, so wie er damals bestand, keine genügende Schutzwehr gegen auswärtige Uebergriffe bilde — das war besonders gegen die napoleonische Bevormundungspolitik gerichtet — und daß das einzige Heil Deutschlands in einer engeren Zusammenfassung seiner Glieder unter preussischer Spitze zu finden sei. In gleichem Sinne suchte er im Jahre 1866, wiewohl vergebens, den Abbruch eines Bündnisses mit Oesterreich zu verhindern. Nachdem die Entscheidung gefallen war, wählten ihn die Stände im Jahre 1868 zum Landesdirektor. Ebenso spielte er im preussischen Abgeordnetenhaus als Präsident, wie im deutschen Reichstage als Vizepräsident eine hervorragende Rolle. Leider trat dann eine Erkältung in der Freundschaft mit unserem großen Kanzler ein, die besonders in den handelspolitischen Plänen des Fürsten Bismarck ihren Grund hatte. Infolge dieser Verstimmung blieb er dem Abgeordnetenhaus fern, indem er die Annahme eines Mandates verweigerte. Die Entfremdung mit seinem ehemaligen Freunde steigerte sich im Laufe der Zeiten so, daß Bennigsen auch sein Mandat für den Reichstag niederlegte. Erst als im Jahre 1884 der nationale Geist des Volkes wieder einen neuen Aufschwung nahm und die nationalliberale Partei sich erklärte, den Reichstanzler in seiner Politik zu unterstützen, ließ auch Bennigsen sich wieder bewegen, ein Mandat für den Reichstag anzunehmen, wo er abermals die nationalen Ziele der Regierungspolitik, die sich unter anderem auch in den Heeresvorlagen ausdrückten, nachdrücklich förderte.

Bennigsen ist durch acht staatsmännische Eigenschaften ausgezeichnet, die ihm den Weg zu seiner weitreichenden Nachstellung erschlossen haben. Seine maßvolle Gehaltensart des Auftretens, seine vornehme Ruhe, seine glänzende Stilistik im Vortrage, die Tiefe seiner politischen Auffassung sind ebenso sehr an ihm zu schätzen wie die Vornehmheit seiner Gesinnung, der kleinliche Motive fremd bleiben. Auch seine undurchdringliche Verschlossenheit, die er selbst seinen nächsten Freunden gegenüber in bedeutenden Augenblicken nicht verleugnet und durch die er schon manchen verstimmt hat, kennzeichnet den Staatsmann und Diplomaten. Fürst Bismarck hat ihm gerade darum kein unbegrenztes Vertrauen geschenkt, weil er sicher war, daselbe niemals verlegt zu sehen.

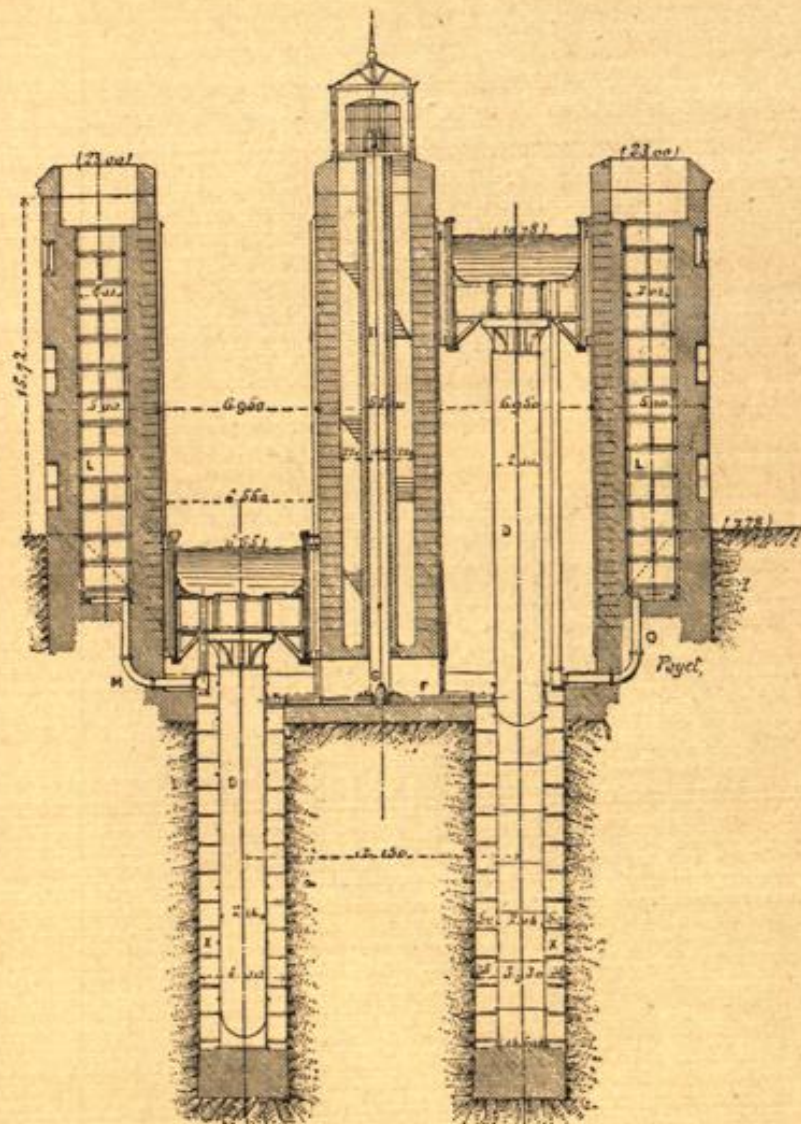
Die Schleuse „Les Fontinettes“ bei St. Omer (Frankreich).

(Bild S. 141.)

Die am 8. Juli im Departement du Nord offiziell dem Verkehr übergebene Schleuse Les Fontinettes bei St. Omer am Kanal Neufossé ist unzweifelhaft das größte jemals in Frankreich ausgeführte hydraulische Werk, eines der technischen Wunder unseres Jahrhunderts.

Der unter Ludwig XIV. erbaute Kanal Neufossé verbindet die Ästen Calais, Grevelingen und Dünkirchen mit dem Meer der Nordsee; alle Schiffe, die von den großen Häfen des Pas de Calais kommen, müssen diesen Weg passieren, um nach Lille oder Paris zu gelangen.

Etwa 4 Kilometer von St. Omer entfernt, an einer Les Fontinettes geheißenen Stelle, liegen hinter einander 5 Schleusen, vor welchen die Schiffe sonst oft 5 bis 6 Tage liegen bleiben mußten, bis die Reihe an sie kam. Dies war der Grund vieler und wiederholter Reklamationen, welche von den Handelskammern der Departements du Nord und Pas de Calais energisch unterstützt wurden und die Kanalverwaltung schließlich veranlaßten, sich mit dem Ingenieur Ed. Clark in Verbindung zu setzen, welcher letzterer durch Herstellung einer Schleuse eigener Konstruktion in Anderton (England) sich bereits einen wohlverdienten Ruf erworben. Das hochinteressante Werk, das wir unseren Lesern in 2 Abbildungen



Durchschnitt der Schleuse.

vorführen, wurde von der „Anonyme Gesellschaft der früher Cail'schen Etablissements“ übernommen und unter Leitung genannten Ingenieurs ausgeführt.

Der Apparat besteht in der Hauptsache — wie es die beigegebene Durchschnittsansticht zeigt — aus zwei Schleuseneinlässen von Eisenblech, „Sas“ genannt. Jeder dieser Sas ruht in seinem Mittel auf dem Kopf einer Pumpenstange, die in den Cylindern einer hydraulischen Presse sich senkt, welche im Grunde je eines Schachtes angebracht ist. Die beiden Pressen kommunizieren durch ein mit einem Zapfenhahnen versehenes Rohr, das sie zu vereinigen oder zu isolieren erlaubt. Bei geöffnetem Hahnen hat man eine richtige hydrostatische Waage. Wenn der eine Sas schwerer belastet ist wie der andere senkt er sich, indem sich der leichtere gleichzeitig hebt. Die Sas sind von genügendem Umfang, die größten auf den Nordkanal schwimmenden Schiffe aufzunehmen; ihre Länge ist 40 Meter, die Breite 5,80 Meter, die Wassertiefe 2,10 Meter. Das Gewicht eines solchen mit Wasser angefüllten Schleuseneinlasses beträgt 800 Tonnen, so daß also bei jeder Inbetriebsetzung eine Masse von 1600 Tonnen in Bewegung ist.

Wenn nun zum Beispiel der Kolben der einen Presse ganz nach oben, der Kolben der andern ganz nach unten steht und die Kommunikation geschlossen ist, so wird der eine, gehobene, Schleuseneinlaß auf dem Niveau des oberen Kanals, der andere, gesenkte, auf dem des unteren Kanals sich befinden. Leitet man jetzt ein Schiff in jeden der Sas, die in diesem Moment sich an die Kanäle legen, und schließt dann die Abflüsse der Einlässe und Kanäle, wodurch erstere vollkommen isoliert werden, so hört

dies das bestehende Gleichgewicht nicht. Wird jedoch der Zapfenhahnen geöffnet, der das Verbindungsrohr beider Pressen schließt, so fällt der eine Einlaß bis zu der Höhe, die der andere hinaufsteigt; um nun ersteren bis auf das Niveau des unteren Kanals gelangen zu lassen, wird ihm oben schon ein Wasserabwärtsgewicht zugefügt, entsprechend dem Druck einer Presse.

Alle Schließungsmanöver werden mit der hydraulischen Presse ausgeführt und geschieht das Heben oder Senken eines Schiffes, zu dem es früher mehr als 2 Stunden bedurfte, nun in 3 Minuten. Während der 3 Monate, daß der Apparat funktioniert, sind auf diese Weise bereits über 2000 Schiffe weiterbefördert worden.

Das Zwergschwein von Nepal.

(Bild S. 136.)

Unsere erste Kenntnis einer Diminutivform der Schweinfamilie in den Wäldern des unteren Himalaya verdanken wir den Untersuchungen des Herrn Bryan H. Hodgson, früheren englischen Residenten am Hofe von Nepal, welcher das Zwergschwein schon 1847 in einem Artikel des Journals der asiatischen Gesellschaft von Bengalen beschrieb.

Er nannte es *Poreula sylvatica*, nach den Wäldern von Shoreabäumen (*Shorea robusta*), in welchen es hauptsächlich gefunden wird.

Während das Wildschwein oder eine demselben sehr ähnliche Spezies über ganz Indien sehr häufig vorkommt, ist das Zwergschwein nach Hodgsons Angaben ausschließlich auf die tiefen Berge der Himalaya beschränkt, wo es in Herden umherstreift. Es wird sehr selten gezeht, selbst von den Eingeborenen. Ein wohlbekannter Jäger erzählte Hodgson, daß er während eines fünfzigjährigen Aufenthalts in den Shoreawäldern nur drei oder vier von diesen Tieren zu essen bekommen habe, teils wegen ihrer Seltenheit, teils wegen der Schnelligkeit, mit welcher die Weibchen und die Jungen verschwinden, und wegen der außerordentlichen Kraft und Geschicklichkeit, mit welcher die Männchen ihre Familie während der Flucht verteidigen.

Dr. Jerdan erzählt uns in seinem Werke über die Säugetiere von Indien, daß die ausgewachsenen Männchen beständig mit der Herde leben, welche aus fünf bis zwanzig Stück besteht, und ihre gewöhnlichen und entschlossenen Verteidiger gegen Angriffe sind.

Diese Tiere nähren sich hauptsächlich von Wurzeln und Knollen (Zwiebeln), verzehren aber auch Vogeleier, Eier, Insekten und Reptilien. Das Weibchen wirft drei oder vier Junge. Dr. Jerdan fügt hinzu, daß er während seines Aufenthalts in Darjeeling umsonst bestrebt war, sich ein Exemplar von Sikkim Terai zu verschaffen, und Sir J. Napier, welcher viele Jahre in Terai jagte, gab sich vergebliche Mühe, einmal mit dem Zwergschwein zusammenzutreffen.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß dem Vorstand der zoologischen Gesellschaft in London die Erwerbung einer kleinen Herde von diesen Tieren, bestehend aus einem Männchen und drei Weibchen, sehr willkommen gewesen ist. Sie wurden in den westlichen Duars von Wharton mit viel Mühe und Kosten erlangt und von Herrn Carey nach England gebracht, welcher sie der Gesellschaft überlassen hat. Man fing sie in Fallen, welche ihnen hundertweise über einen Bereich von zwanzig englischen Meilen Aus-

dehnung gestellt waren. Obgleich sie bei ihrem ersten Eintreffen sehr wild waren, sind sie jetzt schon zahm und zutraulich geworden. In keiner all-gemeinen Erscheinung ist das Zwergschwein einer kleinen Art des gemeinen Wildschweins nicht unähnlich; es mißt aber nur zwei Fuß in der Länge und hat einen sehr kleinen Schwanz. Die Farbe desselben ist ein fast gleichmäßiges Braun, nur leicht gescheckt (schattiert) mit einem schwammigen Umbra. Die Behaarung ist mit Ausnahme der des Rückens eine dünne.

Indianeransiedlungen.

(Bilder S. 143.)

Nachdem 1877 die letzten Kämpfe zwischen den vereinigten Sioux, Comanches, Arapahoe-Indianern und den Pionieren in dem südwestlichen Teile von Dakota, besonders in den Black Hills, stattgefunden hatten, siedelten die Indianer auf die ihnen angewiesene Reservation (ein großer Landstrich südlich von Rapid City) über und genießen da die denselben von der Regierung der Vereinigten Staaten festgesetzte Entschädigung, aus Mehl, Speck, Zucker, Kaffee und dergleichen bestehend. Außerdem gibt die Regierung, um Indianer mit Weizen zu versorgen, jedem Weizen, der eine Squaw heiratet, 2 Pferde, 1 Wagen, 1 Pflug, 1 Mahlmühle, 100 Acres Land und so weiter unentgeltlich, doch darf er davon nichts verkaufen.

Bis heute haben sich denn auch die Indianer friedliebend verhalten und konnten sich Ackerbau, speziell aber Viehzucht, wozu sich dieser Teil des Landes sehr eignet, recht befriedigend entwickeln. Das Vieh bleibt hier stets im Freien und findet dank der nach jedem Schneefall wehenden Blizzards (Wirbelwinde, die den Schnee auf einzelne Stellen zusammenlegen) an dem getrockneten Präriegras hinlänglich Nahrung, sowie in den das ganze Land überziehenden Wasserläufen Wasser in Fülle. Infolge der starken Ansiedlung finden denn auch die unzähligen Herden der englisch-amerikanischen Viehhöfe in diesem Teil des Territoriums nicht mehr freie zusammenhängende Prärie genug, und sind die Besitzer gezwungen, ihre Herden, wenn sie solche nicht nördlicher treiben wollen, auf die Prärie der Indianerreservation gehen zu lassen. Die Indianer ihrerseits haben nichts dagegen und schonen, so lange sie bei guter Laune gehalten werden, tatsächlich die Herden. Wie unter erstes Bild veranschaulicht, besucht gerade eine größere Abteilung der Rothhäute, geführt von ihren Häuptlingen „Sword Bearers“, „Standing Rock“ und „Young man afraid of a horse“ einen der Viehhöfe mit Namen Harry Oldicks, um diesen von ihrer friedlichen Gesinnung zu überzeugen, und erhalten von demselben einen Stier zum Geschenk. Einer der Häuptlinge schwingt sich auf sein Pferd, reitet dem Stier nach und schickt denselben nieder, worauf nach der zweiten Ansicht die Verteilung des Fleisches und der Gedärme, welche roh verzehrt werden, beginnt.

Gegenwärtig wird der Versuch gemacht, die Indianer zu bewegen, die angeführte Reservation an die Regierung abzutreten, damit es den nördlich und südlich vorbeziehenden Eisenbahnen möglich ist, Verbindungsbahnen zu bauen und so das Land Dakota immer mehr den zufließenden Einwanderern zu eröffnen. Die Goldminen in den Black Hills, speziell diejenigen der Homestead Co., welche jährlich für circa 8,000,000 Dollars Gold liefern, gehören zu den bedeutendsten der Welt, auch machen in neuerer Zeit die Zinnminen in hiesiger Gegend viel von sich reden und sind englische und amerikanische Kapitalisten eben mit dem Erwerb derselben beschäftigt.

G. S.

Die Argeschkirche bei Curtea (Rumänien).

(Bild S. 144.)

Wenn man in Bistritza, der unbedeutenden Hauptstadt des rumänischen Distrikts Argesch eine Landbirja benützt, eines jener vierstännigen Fuhrwerke, welche in „milder Qual“ den Verkehr mit den Provinzortlichkeiten vermitteln, so erreicht man nach leicht sechsständiger Fahrt in nordwestlicher Richtung den Marktflecken Curtea d'Argesch. Eine Viertelstunde von dem verwaisten Reste entfernt liegt nach ein Duzend elender Hütten, eine traurige Ehrenwache für ein Wunderwerk der Baukunst, wie man es wahrlich in der Walachei nicht findet. Fast als schände es sich seiner aufdringlichen, erbärmlichen Umgebung, verbirgt es sich hinter Trümmerhaufen, verwilderten Gesträuch und wackeligen Klostermauern, wie sich ein heruntergekommener Adliger aus edlem Geschlechte vor den neugierig schadenfrohen Blicken der armen Welt versteckt und melancholisch von dem Ruhme seiner Ahnen zehrt.

Dieses Wunderwerk rumänischer Baukunst liegt malerisch auf einer sanften Anhöhe, an deren Fuß sich die reizende Argesch hinwindet, während von Norden her die schneebedeckten Häupter der Karpathen einen überwältigend schönen Hintergrund bilden. In klassisch-byzantinischer Stile erbaut, muß die Argeschkirche die Bewunderung eines jeden erregen, der nur ein wenig Sinn für wahrhaft Schönes hat. Ausländische Kenner haben ihren architektonischen Wert als einzig in seiner Art und ganz unvergleichlich bezeichnet. Diese Kirche ist das schönste Baudenkmal Rumäniens. Harmonisch in allen ihren Teilen, wirkt sie zaubernd auf das Auge des denkenden Betrachters mit ihren Türmen, Türmchen und Kuppeln, mit ihren reichen Ornamenten, die Gesimse, das große Portal, die zahllosen Ecken, Kanten, Winkel sind alle mit so vollendetem Schmuck bis ins kleinste ausgegearbeitet, jede Kasette an den Kranzgewinden, das Blattwerk an den Fenstern, die gebrochenen und verschlungenen Bänder mit so wunderbarer Feinheit ausgeführt, die ehemals gefärbte riesige Wulst, welche wie ein sechsach gechlungenes Seil die ganze Kirche unterhalb des Dachgesimses umgibt, so kunstvoll gemischt, daß nur das höhere Alter den klassisch-griechischen oder römischen Bauten den Vorrang vor der Argeschkirche zu sichern vermag.

Im allgemeinen ist dieses Kleinod gut erhalten, was durch-aus nicht das Verdienst der heutigen Rumänen, sondern lediglich des Erbauers ist. Er wollte für Jahrhunderte bauen aus eigener Kraft und den Epigonen in richtiger Erkenntnis ihres Charakters die Arbeit der Reparatur möglichst ersparen, weil er wußte, daß sie zu nachlässig, zu bequem dazu sein würden. Das Baumaterial ist solid, von unverwundlicher Härte, der Mörtel zäh und fest, und die Steine sind so kunstvoll ineinander gefügt, daß es wahrlich übermenschlicher Kräfte bedurfte, um zu zerstören. Und diese Spuren übermenschlicher Fertigkeit trägt die Kirche an sich. Der nördliche Teil des großen Turmes ist oben arg beschädigt, der linke, spiralförmige hat einen kassenden Riß und an der Nordseite ist ein Fenster samt dem kunstvollen Ornamente ganz verschwunden. Es war das Erdbeben von 1834, welches dieses Unheil angerichtet hat. Auch die sechs Marmorbalken zwischen den Fenstern an den zwei Seitenfassaden fangen an abzubröckeln und künstliche Regenträufen zu werden, welche den Bau untergraben und aushöheln.

Das farbige Email unter dem Dachgesims verblaßt immer mehr, und das Geländer, welches die ganze Kirche galierartig umgab, ist spurlos verschwunden — nur die mächtigen eisernen Klammern, welche es gehalten haben, stehen noch in der Mauer. Das ist der nagende Zahn der Zeit, der langsam, aber sicher und mit schleichender Gewalt an dem Meisterwerk arbeitet und der es endlich doch einmal im Laufe der Jahrhunderte zu Falle bringen muß.

In der Kirche selbst und im anstoßenden verfallenden Kloster begegnet der Reisende einer ziemlich ungebildeten Geistlichkeit, welche nicht im Stande ist, historische Daten zu geben. Das

Gestern früh ihr Kater kam,
Wollte mich besuchen,
Und ich labte ihn mit Rahm,
Hühnerfleisch und Kuchen.
An sein Halsband hab' ich schlaue
Einen Brief gebunden,
Und der Kater sprach: «Miau!»
Und ist dann verschwunden.

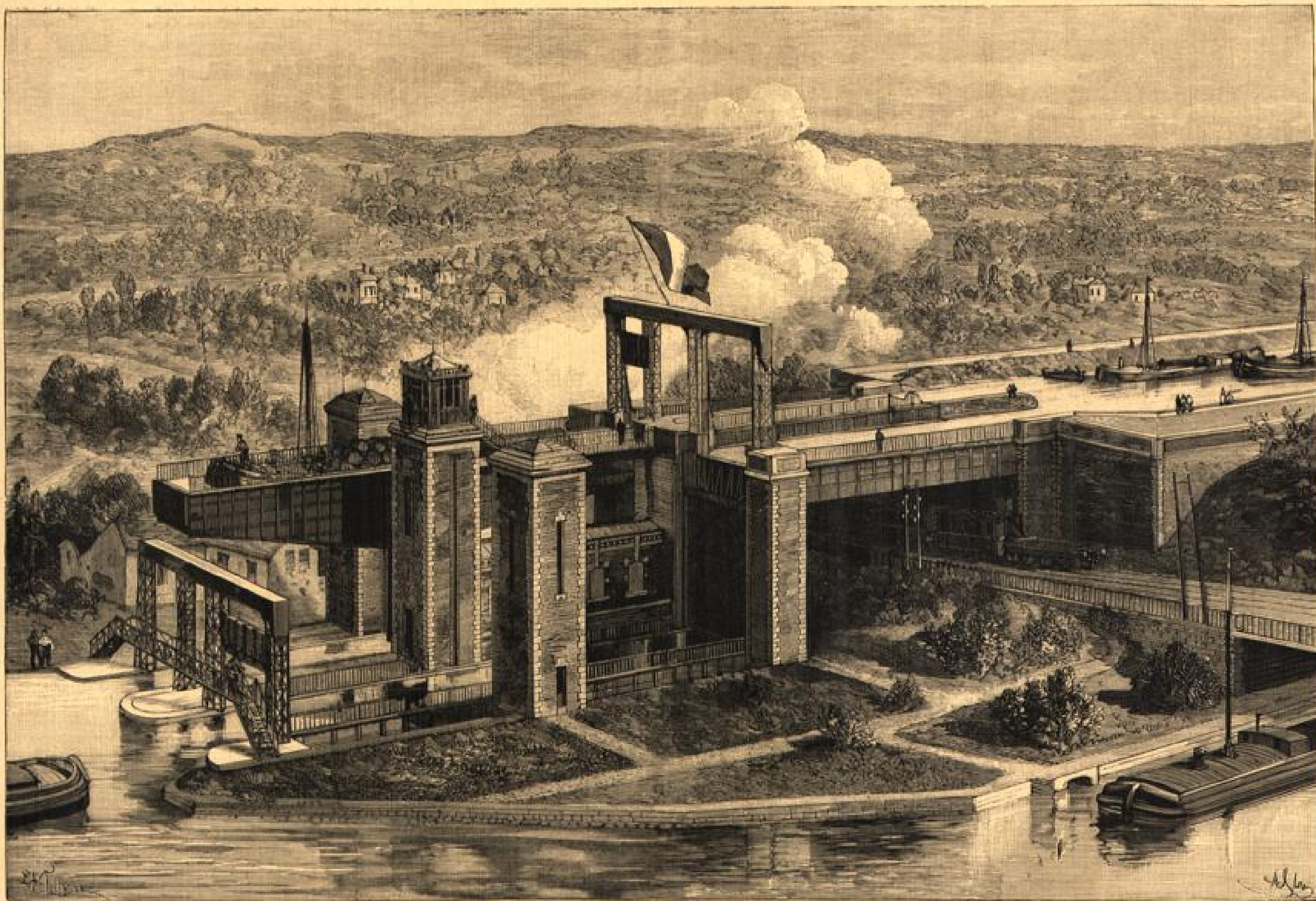
Als ich ihr am Nachmittag
In die Kammer schaute,
Sass sie bleich am Fensterschlag,
Und ihr Auge taute.
Vor ihr stand mit meinem Brief
Zornesrot ihr Vater,
Und mit grünen Augen schief
Sah mich an der Kater.

Unerreichbar bist du mir,
Aber aufgeschoben,
Du verwünschtes Katzentier,
Ist nicht aufgehoben!
Hab' ich dich einmal, Gesell,
Bist du auch verloren,
Und ich ziehe dir das Fell
Ueber Kopf und Ohren.

Rudolf Baumbach.



Originalzeichnung von J. R. Wehle.



Die Schleuse „Les Fontinettes“ bei St. Omer (Frankreich). (S. 139.)

Moskauer Archiv besitzt keine Chronik und darum weiß der Pope dort ebensowenig über den Erbauer des Gotteshauses zu sagen, wie der Zigeuner, der am Argeisch Ziegel brennt oder Körbe flacht und gedankenlos das Lied von Manoli, dem Baumeister, singt, der dem Teufel seine Seele verschrieben hätte. Die Sagen, Legenden und Traditionen sind noch nicht gesichtet — es lohnte sich aber der Mühe!

Das sicherste Dokument von historischem Werte und auch wohl bis jetzt das einzige sind die vier großen steinernen Tafeln zu beiden Seiten des Portals. In cyrillischer Schrift und alt-slavischer Sprache abgefaßt, sagt auf ihnen der Voivode Reago, daß er, der Sklave des Herrn Jesus Christus, die alte, morsche Argeischkirche zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau habe wieder aufbauen wollen und dazu alle seine Dörfer, Fischteiche, Zigeuner, Fronbauern und alle seine Schätze an Gold, Silber und Perlen verwendet habe. Er befehligt seine Nachfolger auf dem Throne der Walachei, die Kirche zu erhalten, damit sie nicht „zum Aufenthalte der Vögel und wilder Tiere werde“; er warnt auch die Klostergeistlichkeit, die Schätze flüchtender Bojaren schändend in diesem Heiligtume aufzunehmen, damit es nicht der Plünderung habgieriger Feinde ausgesetzt werde, und schließt die beiden ersten Tafeln mit einem dreifachen Amen. Auf den anderen beiden, welche, wie die ersten, die Jahreszahl 1517 tragen, erzählt er, daß er die Kirche aus Neue über sein sündhaftes Leben erbaute und er, der arme Sünder, der „im Schlamme des Lasters gebadet habe wie alle Fürsten“, bittet die unbesleckte Jungfrau, die Arbeiter zu bezahlen, die an der Kirche gearbeitet hätten, da er es nicht könne. Ob er in christlicher Naivität dies buchstäblich gemeint oder außer den irdischen Pflichten noch einen Himmelslohn für seine Zigeuner erlöst habe, ist eine offene Frage, die sich indessen kaum schwerer beantworten lassen wird als die Frage nach den Lohnverhältnissen der Israeliten, die an den Pyramiden der ägyptischen Könige mit blutigem Schwitze gearbeitet haben.

Reago war aber nachgewiesenermaßen ein gottesfürchtiger Fürst, ein guter Regent, der leider nur zu kurze Zeit, die kurze Spanne von 1513 bis 1518 auf dem Voivodenstuhle saß. Die Geschichtsschreiber nennen ihn den walachischen Salomon wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit und erzählen Wunderdinge von ihm. Ursprünglich ein armer Jäger, war er so glücklich gewesen, den heiligen Patriarchen Niphon vor dem furchtbaren Walachenfürsten Vlad zu retten, dem es ein besonderes Vergnügen machte, die Geistlichen zu pfählen. Der dankbare Patriarch wußte es durchzusetzen, daß der fromme Jäger zum Fürsten erhoben wurde, was natürlich der geschundenen Geistlichkeit sehr zu gute kam, denn Reago gründete Kirche um Kirche, Kloster auf Kloster, und zum besonderen Zeichen der Dankbarkeit für seine Erhebung auf den Thron die wunderbare Argeischkirche. Ursprünglich wollte er sie nur aus Gold und Silber aufführen, es muß ihm aber noch rechtzeitig eingefallen sein, daß er ja Fürst der Walachen sei, und so beschloß er, dieses Denkmal seiner Frömmigkeit „aero perennius“ aus hartem Steine zu errichten, damit es nicht eines Tages verschwunden sei, und verwendete daran sein und seiner Gemahlin Vermögen.

Die Person des genialen Baumeisters ist nun von der Sage umwoben und läßt sich nichts sicher mehr über diese feststellen; neben Reago soll ein geschickter Baumeister aus Mösien, Manoli, bei der Kirche mitgewirkt haben.

Das Bauwerk selbst ist ein Kleinod der Baukunst und sollte für seine Erhaltung mit allen Kräften Sorge getragen werden.

Eine neue Nährpflanze.

In einer der Sitzungen der „Société nationale d'agriculture“ in Paris zeigte ein Herr Triana zwei aus Columbia (Südamerika) stammende Pflanzen der Arracacha esculenta vor, die ihm von seinem Landsmann J. de D. Carasquilla, dem Direktor des agronomischen Instituts in Bogota, zugesandt worden waren. „Diese Nährpflanze“, so führte Triana aus, „gehört der Familie der Umbelliferen an und hält etwa die Mitte zwischen der Kartoffel und der Rübe. Sie treibt Wurzeln, welche Rüben mittlerer Größe ähnlich sehen. Die Arracacha ist süßlich und mehlig. Als in Columbia die Kartoffelkrankheit herrschte, war ihre davon nicht angegriffene Wurzel von großem Werte und sehr geeignet, die Kartoffel zu ersetzen. Bis jetzt ist es leider unmöglich gewesen, sie in Frankreich bis zum Wurzelaushängen zu bringen. Als ich nach Frankreich kam, brachte ich Exemplare der Arracacha mit, die auch im Jardin des plantes in Paris — Decaisne war damals Direktor desselben — in vielversprechender Weise ansetzten. Wir hüteten nun die Pflanzen mehrere Jahre lang mit aller Sorgfalt, aber konnten sie leider niemals zu voller Entfaltung bringen. Von der Meinung beherrscht, es mit einem tropischen Gewächs zu thun zu haben, bewässerten wir uns, die jungen Schößlinge schon im Frühjahr dem Sonnenlichte auszusetzen. Aber wie wir später von dem Direktor des agronomischen Instituts in Bogota erfuhren, rührte unser Mißerfolg gerade davon her, daß wir die Pflanzen dem Einfluß einer zu großen Wärme aussetzten, die der Entwicklung der Wurzeln hinderlich wäre. Der Genannte hat die Pflanze selber auf dem Hochplateau Bogotas, das heißt auf einem Terrain, das bei weitem höher gelegen ist, als die Heimat der Pflanze, akklimatisiert und zum Wurzeltreiben gebracht. Da nun die bisherigen Kulturbestrebungen mit dieser Pflanze in Europa vielleicht nur deshalb kein günstiges Resultat erzielt haben, weil dieselbe von den ihr zuträglischen völlig abweichenden Verhältnissen ausgesetzt war, so darf man wohl erwarten, daß Versuche unter veränderten Bedingungen interessante Ergebnisse liefern würden. Daher glaube ich von den beiden mir durch Carasquilla überlassenen Exemplaren keinen besseren Gebrauch machen zu können, als indem ich sie der Société überlasse.“ Es blieb zunächst also abzuwarten, ob die Versuche, welche die Pariser Ackerbaugenossenschaft mit dem interessanten Knollengewächs anstellt, günstige Resultate liefern, ehe die Nützlichkeit desselben auch für europäische Verhältnisse erwiesen ist.

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Wachenhusen.

15. Schon wieder sie!



Auf der Promenade eines der namentlich von Engländern und Amerikanern besuchtesten Kurorte saß am Sonntag vormittag ein junger Mann, dessen Äußeres den Offizier in Zivil verriet.

Die beiden Arme von sich über die Lehne der Bank streckend, blickte er teilnahmslos auf die im Schatten der alten Bäume vorüber Wandelnden. Er schien zerstreut, verstimmt, gelangweilt, senkte die Augenlider zuweilen, als sei er ermüdet von der Reise, vermisse Unterhaltung und Umgang und wisse nicht, was mit sich anfangen. Er horchte gleichgiltig auf das Geklapper der Spaziergänger, verfolgte dieselben mit den Augen nur, wenn einzelne Damen durch Haltung oder Toilette ihn interessierten, und warf endlich die Zigarette von sich, um seines Weges zu schlenndern, blieb aber überrascht stehen, als er von einem andern des Weges kommenden jungen Mann erstaunt beobachtet wurde.

Dieser wollte auf ihn zu, zauderte aber und blieb stehen, bis jener einige Schritte zu ihm trat und ihm die Hand hinreckte, nicht in froher Ueberraschung, nur zögernd und ungewiß, wie sein Gruß aufgenommen werde.

„Norbert! Ich freue mich aufrichtig, Dich wieder zu sehen! Freilich weiß ich nicht...“

Er hielt inne, nahm aber schnell die Hand des Freundes, als dieser wenigstens kein Zeichen des Befremdens über diesen Gruß gab.

„Du bist mir nicht böse?“ fragte er, Norbert die Hand auf die Schulter legend; „ich habe seitdem keine rechte Freude am Leben mehr gehabt.“

„Laß zwischen uns wenigstens vergessen sein, Günther!“ Norbert preßte ihm die Hand. „Was führt Dich hieher?“ „Königsurlaub, den ich mir genommen habe.“ Norbert beobachtete den Schatten auf des Freundes Stirn. „Du weißt, ich verstehe als Soldat zu gehören, aber muß es geschehen in Dingen, in denen mein Herz mit im Spiel ist, so...“ Günther schwieg; es schien ihm peinlich, zu berühren, was besser ungesprochen blieb. „Komm, sehen wir uns.“ Er führte Norbert zur Bank. „Was thust Du hier?“

„Man sandte mich hieher ans Landgericht; ich bin erst seit einigen Tagen hier.“

„Und wie — Du verzeihst!“ Günther stützte den Arm auf die Lehne und legte die Hand über die Augen. „Wie geht es bei euch?“

Norbert that, als sei zwischen seiner Familie und Günther nichts vorgefallen.

„Gut, so weit. Die Kalamität, in die der Vater sich und uns durch seine Bruderverliebtung gebracht, ist längst gehoben. Zunächst sprang uns mein Freund, Fürst Ladislaus, bei, Du kennst ihn ja; er ist noch nicht von seiner Reise um die Welt zurück; der Vater ist sogar jetzt im Besitz jenes Landhauses; dann machte meines Oheims Frau unverhofft eine große Erbschaft und da, als er kam, um zurückzuzahlen, sahen wir erst, wie weit des Vaters Gutverzigkeit gegangen war, als er des Bruders Worten geglaubt.“

„Es hat keiner von euch so sehr darunter gelitten wie ich!“ Günther blickte finster vor sich in den Weg. „Mein Vater läßt es jeden Regimentschef fühlen, wenn er in seine Brigade einen wenig bemittelten Offizier aufnimmt. — Du verstehst mich; auch unser Vermögen ist nicht bedeutend; ich, sein Sohn, sollte unweigerlich eine reiche Partie machen. — Aber wie geht es Erna?“ fragte er, ohne aufzublicken.

„Sie ist in ihrer Stimmung nicht mehr die frühere! Du hast ihr bitteres Weh gethan!“

Günther senkte betroffen die Stirn.

„Es gab Umstände damals“, sagte er finster, „die mich zwingen, zu gehören; ich war in Schuldverhältnisse geraten, die der Vater nur unter dieser Bedingung zu regulieren versprach. Erna wird mir verzeihen, wenn ich ihn doch noch anders bestimmen kann nach dem, was Du mir eben gesagt. Uns hat daheim inzwischen eine Sache beschäftigt, die mich täglich an euch erinnerte. Durch eine feldtame Verkettung von Umständen nämlich geriet jene junge Amerikanerin, die ich bei euch im Hause sah, in das unfrige und richtete in demselben mancherlei Unannehmlichkeiten für meinen Vater an. Mistreß Fenland nannte sie sich bei euch.“

Norbert schaute ihn betroffen, bange sogar an, aber er korrigierte sich.

„Für Deinen Vater?“ fragte er gebohnt.

„Ja! Ich kann Dir eine ganze Geschichte von diesem jungen Weibe erzählen, das ich bei euch nur flüchtig gesehen, denn sie floh ja jeden Fremden so eigentümlich. Ich hatte keine Ahnung damals, daß ich noch einmal unter so fonderbaren Umständen mit ihr zusammentreffen sollte. Ich verschwieg diese Bekanntschaft auch meinem Vater aus-

brüchlich, damit er nicht glauben sollte, er habe um so mehr recht gehabt damals... Du sollst indes diese Geschichte hören.“

Günther, der von der engeren Beziehung Norberts zu Ellen nichts wußte, begann jetzt, ihm mitzuteilen, was vor etwa zehn Monaten im Hause seines Vaters vorgefallen, und Norbert hörte ihm mit bebendem Herzen zu, denn er selbst hatte während all der Zeit vergeblich nach ihr geforscht.

„Noch heute“, schloß er, „sind wir über das Schicksal der wahren Erbin ohne Nachricht und das Geld liegt ungehoben in der Bank. Ebenso unerklärlich ist mir aber auch das selbstlose Benehmen dieser Fenland geblieben, ohne Zweifel dennoch eine Landläuferin...“ Er unterbrach sich, bemerkend, wie Norberts Antlitz bald rot, bald bleich ward, wie er zuckte, als er das Wort Landläuferin aussprach. „Verzeih, wenn Dich das Wort verlezt“, fuhr er fort; „sie war ja bei euch gern gesehen! Ich hielt sie ja nicht für eine solche, aber man sucht sie als noch Schlimmeres von seiten einer auswärtigen Behörde in den Zeitungen, so schrieb mir mein Vater — wenigstens sucht man eine Person dieses Namens — ich will ja nicht gesagt haben, daß sie es wirklich sei; ich vermute nur, obgleich sie meinen so unpraktischen Vater vor großem Schaden bewahrt hat.“

Norbert blickte den Freund wieder betroffen von der Seite an, denn dieser hatte alle Farbe verloren. Er nahm auch das Wort nicht; er blickte darnach starr vor sich in den Kies.

„Komm! Laß uns abrechnen!“

Günther erhob sich schnell, bereuend, zu viel gesagt zu haben, blieb aber plötzlich regungslos stehen.

Es war die Zeit des Gottesdienstes in der kleinen Kirche der englischen Kolonie; alles, was eben an ihnen in einer Richtung vorüberkam, trug in Gang, Kleidung und Antlitz den unverkennbar angelsächsischen Stempel, redete nur in englischer Sprache, und unter diesen Vorübergehenden haßte Günthers Auge, während Norbert noch un schlüssig und grübelnd dasaß, auf zwei Frauen-gestalten, die von einem älteren Herrn in grau-gelber Touristenkleidung, mit einem weichen grauen Filzhut auf dem grauen Haar, begleitet wurden.

Sie schritten schnell vorüber, die eine von hoher, imponierender Gestalt mit schon ergrauendem braunem, von elegantem Capothut bedecktem Haar, in einfacher, aber doch eleganter halbdunkler Sommerrobe, das Gebetbuch in der Hand, freundlich blickend, doch vornehm, bewußt in ihrer Haltung. Sie plauderte eben mit ihrem Begleiter und wandte sich dann lächelnd mit einer Frage an die jüngere, eine schlanke, zierliche und geschmeidige Dame, weniger anspruchsvoll, mit graziosem Chic in Kostüm und Haltung.

Günthers Auge erhaschte nur ganz flüchtig ihr Profil, das ein leichtes Strohhütchen halb beschattete. Starr ihr nachschauend stand er da.

„Einen Moment! Ich kehre gleich zurück!“ rief er Norbert zu, und mit langen Schritten, dann einen Vogen machend, einen Vorsprung suchend, eilte er den Damen voraus und postierte sich hinter den dicken Stamm einer Silberpappel.

„Bei Gott, es kann keine Täuschung sein!“

Er stand wieder da, den beiden nachblickend, aber nur die jüngere beobachtend, gefesselt an die so leicht dahin schwebende Gestalt.

„Ellen Fenland!“ drängte es sich unwillkürlich über seine Lippen. „Mir ist, als verfolge sie im hellen Sonnenlicht ein fremder Schatten, der mir bange macht um sie; aber ebenso rätselhaft wie sie selbst ist mir das Interesse, das ich an ihr nehme! Mag sie sein, wer sie will, sie ist ein ungewöhnliches Weib, ein seltenes Gestirn, das große Bahnen zieht. — Soll ich Norbert sagen?“

Ohne Ueberlegung folgte er dem Zuge der Kirchengänger, sah aus der Entfernung die beiden Damen mit ihrem Begleiter in die Kapelle treten und dann erst kehrte er langsam zu Norbert zurück, der in sich versunken noch dasaß.

„Wir sehen uns heute mittag! Ich begegnete da einer mir bekannten Persönlichkeit, die ich aufsuchen muß! Du verzeihst! Wir speisen heute zusammen im Kurhaufe!“

Norbert fand nichts Ungewöhnliches in Günthers plötzlicher Eile; er wünschte sogar, allein zu sein. Beide trafen ihre Verabredung und trennten sich. Der letztere schlenberte langsam die Allee hinab.

„Ich muß sie erwarten, ungesehen, muß wissen, wo sie bleibt. Ob sie selbst eine Ahnung hat, daß sie gesucht wird? Sie trat so unbefangen auf! Ich will sie sprechen, will ihr davon sagen, sie warnen und das gibt mir dann vielleicht den Schlüssel...“

In der Nähe der kleinen Kirche postierte er sich wieder dem Eingang gegenüber und lauschte zerstreut den Orgeltönen, die aus derselben drangen.

Norbert seinerseits, zufrieden damit, allein zu sein, sich losreisend von dem, was er soeben gehört, zog zerstreut einen Brief hervor, den er beim Verlassen seiner Wohnung erhalten und ungeöffnet mit sich trug. Er wollte nicht an Ellen denken, nicht jetzt!

Erna war's, die ihm im Namen der Eltern schrieb und ihn auch wieder an die Verschwundene mahnte.

„Und nun noch eins,“ las er nach mancherlei ihm Gleichgültigem, „eins, das ich Dir im vorigen Briefe verschwiegen, das Du aber doch wissen sollst, weil es geeignet, Dich von Deiner thörichten Leidenschaft zu heilen, von der Du Dich noch immer nicht heilen lassen willst. Die Unannehmlichkeiten wegen Mistreß Fenland scheinen nicht enden zu wollen, und wir sehen immer mehr ein, wie thöricht es ist, fremden Menschen so ohne weiteres Vertrauen zu schenken.“

Vor einigen Wochen nämlich erschien ein Beamter der hiesigen Polizeibehörde bei uns; es handelte sich wieder um sie. Er sagte uns, man habe wohl die junge Fremde, die bei uns gewohnt, als eine Mistreß Fenland gekannt, aber es seien Zweifel entstanden über ihre Identität. Dieselbe sei bei ihrer Ankunft von uns nicht angemeldet worden und wir seien deshalb straffällig. Abgesehen hiervon wünsche man von uns zu wissen, ob uns etwas Näheres über ihre Verhältnisse, ihre Familie bekannt geworden; wir möchten alles aussagen ohne Rückhalt, selbst das Kleinste, denn es handle sich darum, diese Identität festzustellen. Darauf nahm er ein förmliches Protokoll auf, denn wir hatten keine Veranlassung, etwas zu verschweigen, und als wir ihm auf alle seine Fragen nach bestem Wissen geantwortet, entfernte er sich.

„Was, um Gottes willen, kann es mit diesem abentheuerlichen Geschehnisse nur sein! Wir sehen erst jetzt ein, wie recht Du hattest, als Du uns wegen der Auslieferung ihrer Effekten Vorwürfe machtest, denn diese hätten jedenfalls zu näheren Aufschlüssen verholfen. Der Beamte ließ sich auch die Persönlichkeit genau beschreiben, die den Koffer abgeholt, das heißt, so weit wir überhaupt im Stande waren, sie zu schildern; wir waren damals ja froh, daß wir den Koffer fortgeben konnten, und unglücklicherweise hat die Mama der Beauftragten den mit Ellen Fenland unterschriebenen Zettel in den Händen gelassen. Es war eine alte Dame in dunkler, bescheidener Robe mit einer schwarzen Mantille und markirten scharfen Gesichtszügen, die durch den Schleier nicht so genau erkennbar; in ihrem Benehmen verriet sie die Gewohnheit, in besten Kreisen zu verkehren.“

„Was sagst Du nun dazu Deinen Briefen gegenüber, die immer noch von so schmerzlichem Vermissen reden? Was vermissst Du? Gib Dir Rechenschaft! Ein Phantom, das Dir in Deinen Weg getreten, eine mindestens zweifelhafte Existenz! Dank Dir, hat uns der Himmel die Sorgen abgenommen, aber häuße dafür nicht andere auf die Häupter Deiner Eltern! Ich will nicht verurtheilen, verdammen, wo ich noch nicht die volle Berechtigung habe, aber warnen will ich Dich wieder und immer wieder, bis Deine Briefe mir Beruhigung geben, denn alles drängt mich, noch Schlimmeres zu ahnen, und Du sollst diesem fern stehen, wenn es eintreffen dürfte.“

Mit nervös bebender Hand legte Norbert den Brief zusammen. Günthers Mitteilung und diese Nachricht — es war ein Zusammenhang zwischen beiden. Ellen Fenland öffentlich von einer Behörde gesucht, und von welcher, weshalb? Was konnte sie gethan haben? Er mußte sich Ueberzeugung verschaffen, wissen, was man ihr vorzuwerfen hatte!

16. „I remember!“

Günther hatte inzwischen, eine halbe Stunde auf seinem Posten aushaltend, sich vergeblich bemüht, aus den Widersprüchen klug zu werden, die sich an diese ihm räthselhafte Person knüpften, und kam zu dem Beschluß, dem armen Norbert, der sich so unwillkürlich verraten, ein Licht aufzustecken, wenn er ihrer habhaft werden konnte. Er hatte nichts zu versäumen; sie war hier und sie sollte ihm bekennen, wer sie sei, ihm, der sie als Mistreß Fenland gesehen, was sie zu leugnen unmöglich den Mut haben konnte.

So wartete er denn, bis die ersten Andächtigen aus der Kapelle heraustraten. Und es kamen ihrer viele, denn eine bekannte, dem englischen Thron sehr nahe stehende Persönlichkeit wohnte dem Gottesdienste bei. Und sie kamen alle, nur sie erschien nicht.

Die Kapelle hatte sich längst geleert, als Günther verdrossen seinen Posten aufgab, und jetzt erst überzeugte er sich, daß das kleine Gebäude noch einen andern Ausgang hatte.

„Unbegreiflich! Und dennoch geb' ich's nicht auf! Sie ist hier und muß also gefunden werden!“ Günther eilte auf die Promenade zurück, die namentlich von blonden Mäßen mit den Gebetbüchern in den Händen wieder sehr belebt war.

Inzwischen befand sich Norbert in der höchsten Aufregung. Auf dem Wege zu seiner Wohnung hemmte er nämlich plötzlich seine Schritte und stand regungslos einem großen Hotel gegenüber. Seine Sehkraft anstrengend und in den hellen, auf der Fassade des Hotels und dem Trottoir liegenden Sonnenglanz blickend, sah er zwei Damen die wenigen Stufen des Portals herabkommen und, von dem Portier gefolgt, in einen Fiaker steigen, der vor seinen Augen davonrollte.

Halb geblendet und ganz verwirrt starrte er dem Gefährt nach. Diese junge, anmutige Gestalt, die da neben einer fast majestätischen älteren Dame den Fiaker bestiegen — war sie es, konnte sie es sein? Täuschte

ihn eine Ähnlichkeit, so war dieselbe eine so überraschende, daß sie ihn für den Moment doch um jede Fassung gebracht, und in diesem Zustand vergingen Sekunden, während welcher der Fiaker vor seinen Augen in eine Allee verschwand.

Er schaute, sich aufraffend, nach einem andern umher, eilte zum nahen Droschkenplatz, warf sich in einen Fiaker, deutete dem Kutscher atemlos die Richtung an, versprach ihm Belohnung, und so jagte er mit hochpochendem Herzen in die Allee bis an das Ende derselben. Hier hielt er ratlos an der Gabelung zweier Landhausstraßen; im Wagen stehend, schaute er beide hinauf — aber kein Rad bewegte sich in denselben.

Mutlos kehrte er um. Zu dem Hotel wollte er, aus dem die Damen getreten, und wenige Minuten später hielt er vor demselben.

Der Portier zuckte auf seine Frage die Achsel. Von den beiden ihm unbekannten Damen habe die ältere nach einer vor wenigen Stunden abgereisten vornehmen Familie gefragt und deshalb keine Karte abgegeben; er habe sie zum Fiaker geleitet, dessen Kutscher schon vorher instruiert gewesen. Die Damen müßten hier fremd sein, denn er habe sie bisher noch nicht gesehen.

Tief verstimmt fand er Günther um Mittag auf der Terrasse des Kurhausrestaurants. Es sei ihm etwas Unerklärliches passiert, antwortete er auf des Freundes Frage, als dieser zu ihm trat.

„Gibt es denn solche Ähnlichkeiten, daß man schwören möchte...“

„Er blinzte, den Kopf schüttelnd, zerstreut vor sich.“ „Daß Du Mistreß Fenland gesehen, nicht wahr?“ ergänzte Günther, der ihn erriet. „Ich selbst möchte darauf schwören!“

Norbert starrte ihn an.

„Das kann keine Doppelgängerin gewesen sein!“ rief Günther aus, nachdem er erzählt. „Ich erkannte ganz genau diese Augen, den neckischen Zug um den Mund, der selbst, als sie bei uns in so unglücklicher Lage, nicht aus ihrem Anlitze wich; ich erkannte die schmiegsame Gestalt, wie sie vor mir hinschwebte mit der ihr eigenen Desinvoltüre. Aber um Gottes willen, was hast Du?“ unterbrach er sich, als Norbert, durch seine Erregung betroffen, erblickend ihm in die Augen blickte. „Du bist verliebt in sie, Unglückselig! Ich erinnere mich jetzt erst, daß Deine Schwester schon einmal ihre Besorgnis aussprach! Laß ab! Sie ist ein interessantes Räthsel, ja, aber eins, das Du vielleicht nur mit dem Opfer Deines Glückes lösen kannst! — Norbert!“ Er erhob sich, beugte sich über den Tisch, verstummte aber, als er des Freundes Augen so seltsam glanzlos sah. „Ich beherrsche, fuhr er fort: „Was will es sagen, daß sie oder ihre Begleiterin hier eine vornehme Familie aufsuchte, die doch bereits abgereist war! Niemand kennt sie vermutlich hier, und warum verließ sie, als ich ihr nachfolgte, die Kirche nicht wie die übrigen durch das Hauptportal? Hatte sie mich bemerkt und suchte sie deshalb die andere Thüre? Ich will sie um Deinetwillen nicht für eine Abenteuerin halten, aber sag mir, für was sonst? Und diese Verfolgung durch die Behörde! Jeder, der ihr begegnet und sie erkennt, darf ihr die Hand auf die Schulter legen und —“

Norbert, der düster vor sich geblickt, starrte heftig auf: ein leichtes Zittern bewegte seine Hände; die Vorstellung von der Gefahr, die Ellen drohen mochte, versetzte ihn in Fieber.

„Es kann nicht sein!“ rief er. „Eine Verwechslung der Person, wie sie bei euch schon geschehen!“

Günther schüttelte den Kopf.

„Man sollte, man könnte das wenigstens für möglich halten!“ sagte er überlegend; „aber —“ Er schaute sich wieder, dem armen Freund zu sagen, was er Bedenkliches in des Vaters Briefe gelesen, ihm seine Gründe zu nennen, weshalb er diese und die in den Zeitungen Verfolgte für identisch halte.

Während er, am Tische sitzend, hinaus in die Anlagen blickte, brach er plötzlich ab, streckte den Hals aus, schaute einem unter der Terrasse vorübergehenden Herrn nach, wollte sich erheben, ließ sich aber wieder zurücksinken.

„Sonderbar,“ rief er, sich über die Stirne fahrend, „wie doch das Gedächtnis oft so seine grellen Blitze hat! In dem Gesichte dieses Kaliforniers glaubte ich, als er damals bei uns auftrat, mir bekannte Züge zu entdecken, ich wußte aber nicht, wohin ich sie bringen sollte. Jetzt erkannte ich in dem hier eben vorübergegangenen Herrn einen der Offiziere des Regiments, in das ich als blutjunger Fähnrich eintrat, und da fällt mir ein, daß auch der ein Herr von Großmann war! Nach dieser Ähnlichkeit müßte er ein Bruder dieses Kaliforniers sein; aber mein Vater sagte mir doch, daß dieser ausgewanderte Großmann nur einen Sohn besäßen.“

Er sprang auf und wollte dem Herrn nach, hielt aber, sich anders bestimmend, doch wieder inne.

„Und wenn er nun derselbe wäre, dieser Kalifornier, von dem Du sprachst, und der Herr, den Du eben vorübergehen sahst!“ rief Norbert mit beengter Brust. „Wenn sie beide hier wären, sie und er! Du sagtest ja, daß sie sich beide in der Soirée Deines Vaters getroffen hätten!“ Ihm schoß ein Gedanke durch das Gehirn, der

ihm die Stirn heiß färbte; aber diesen verjagend, schüttelte er den Kopf. „Meine Hand will ich dafür ins Feuer legen, daß in ihr nichts Böses sein kann!“ sprach er zu eigener Beruhigung vor sich hin. „Morgen werde ich ja sehen, hören, was man mit ihr will.“

Günther war auf die Stufen der Terrasse getreten, um in die Anlagen hinaus zu blicken; er hatte Norberts erste Worte noch gehört.

„Diese Kurorte sind allerdings ein Sammelpunkt der ganzen Welt, und so gut wir beide uns hier getroffen, können sich auch andere hier begegnen,“ sagte er, zurücklehnend. „In Betreff des Vorübergegangenen kann mich eine Ähnlichkeit getäuscht haben, es kann weder der eine noch der andere gewesen sein, obgleich ich an allerlei Täuschungen nicht gern glaube; aber ein Zusammenhang ist zwischen den beiden, von denen Du sprachst. Seltsam ist es, daß dieser Kalifornier bis zu dem Tage meiner Abreise von Hause nichts von sich hat hören lassen; wir sind der Meinung, er sei auf der Suche in Holland, in Amerika, denn das große Vermögen liegt da und er kann es nicht erreichen; vielleicht ist er zurück, vielleicht hat ihn wiederum die falsche Spur hieher geführt, wenn er es nämlich gewesen wäre. Ist es denn nicht wahrscheinlich, daß zwischen der wahren Erbin und dieser hier, die doch die Erbschaft von sich gewiesen, wirklich eine Ähnlichkeit existire, die so groß, daß sie den Suchenden irre geführt? Doch je mehr ich mich hinein denke,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „da kämen ja zwei oder vielmehr vier Ähnlichkeiten ins Spiel, dieser Kalifornier und der damalige Lieutenant von Großmann, diese Erbin und diese räthselhafte Ellen Fenland. — Ist zu viel, um glaubwürdig zu sein!“ wiederholte er.

Der Sonntag verstrich den beiden jungen Männern in vergeblichem Suchen. In der Kurgesellschaft am Nachmittag während des öffentlichen Konzerts spähte Norbert vergebens nach allen Toiletten. Günther hatte einige Kameraden, wie er in Zivil, getroffen und vergaß scheinbar die gemeinschaftliche Angelegenheit.

Am andern Morgen that Norbert im Landgericht, bei welchem er in der Strafkammer beschäftigt, nur zerstreut seine Schuldigkeit. Am Mittag schritt er, ein großes Paket amtlicher Zeitungen im Arm, seiner Wohnung zu, die er vorläufig im Hotel genommen. Der Portier übergab ihm einige Briefe; gleichgültig trug er sie mit in sein Zimmer.

Der eine zeigte die Handschrift seiner Schwester. Erna schrieb also schon wieder. Es mußte zu Hause etwas vorgefallen sein. Der andere... Ihm war's so seltsam, als er die lateinischen Schriftzüge betrachtete!

„Mr. Norbert Brünig,“ lautete die Adresse. Er zog ein dustendes Zetteln hervor und starrte auf die beiden Wörter „I remember!“

Von ihr! Von Ellen! Die Buchstaben glichen ganz genau denen, mit welchen sie „Norbert dear“ in seine Mappe geschrieben. Sie war es also gewesen! Sie gedachte seiner! Ueberglücklich preßte er das Papier an die Lippen.

Erst nachdem er sich beruhigt, öffnete er auch Ernas Brief. Der war lang, sehr lang, mit erregter Hand geschrieben, und setzte ihn in Bestürzung.

„Das Unglück,“ schrieb sie, „scheint uns wieder aufgesucht zu haben, und so bald nach meinem letzten Brief. Stelle Dir vor, daß all die Besorgnis, welche ich wegen der Persönlichkeit dieser Fenland äußerte, sich in einer für uns traurigen Weise bestätigte.“

Wiederholt erschien bei uns nämlich ein Beamter, der uns alle förmlich ins Verhör nahm und unsere Aussagen protokollierte. Die Veranlassung hiezu gab er nur sehr oberflächlich an, doch ließ er so viel verlauten, daß sie wegen eines Vergehens in Verdacht und öffentlich verfolgt werde.

Aber das ist noch nicht alles! Es stellt sich jetzt zweifellos heraus, daß nur Du die Ursache ihres Aufenthalts bei uns gewesen. Die Nachforschungen bei einem Kölner Bankier, in dessen Comptoir sie öfter gewesen sein sollte, ergaben, daß sie bei ihm viel Geld in amerikanischen Banknoten deponirt hatte, dessen rechtlicher Besitz mehr als fraglich geworden, und dieser Bankier, als er Auskunft über den Verbleib des Geldes geben mußte, sagte aus, daß er den größten Teil der Summe auf Ordre der Fenland an die früheren Eigentümer unseres Landhauses namens des Baron von Brünig ausgezahlt, auch vorher bereits durch den hiesigen Bankier ohne Nennung eines Namens eine Summe von fünftausend Thalern an Dich angewiesen habe.

Nicht Dein Freund, der Fürst Ladislaus, ist es also, dem wir die Tilgung von des Vaters Schulden und den Besitz unseres Landhauses verdanken, sondern sie, die selbst nur auf eine unehrliche Weise zu diesem Gelde gekommen!

Stelle Dir unsere Stimmung, unsere Lage vor! Es kann nicht unbekannt bleiben, wenn wir die Besserung der letzteren verdanken. Der Vater weiß noch nichts davon, aber auch er wird es erfahren! — Wir Unglücklichen in einer solchen Beziehung zu einer von den Behörden gesuchten Abenteuerin!

„Ich will Dir keinen Vorwurf machen, der Du Dich jedenfalls tiefer mit ihr eingelassen, aber was wird aus uns, wenn wir all das Geld an den rechtmäßigen

Eigentümer herausgeben müssen! Können und dürfen wir es auf einen Befehl der Gerichte ankommen lassen, ohne vor der Welt in die tadelnswürdigste Gemeinschaft, ja — ich entfesse mich vor dem Wort — in den Verdacht der Fehlerhaftigkeit zu geraten!

„Die Mutter und ich, wir sind trostlos! Wir fürchten uns unter einem Dache, das wir zu besitzen kein Recht haben, für dessen Erwerb der arme, ahnungslose Vater zur Rechenschaft gezogen werden kann, während auch er alles Deinem hochherzigen Freunde zu danken glaubt! Wir sind verloren, wenn — O, ich wage ja nicht, auszusprechen, was uns vielleicht bevorsteht, denn durch diese wiederholten Nachforschungen und Vernehmungen sind wir ja schon ein Augenmerk der Behörde geworden!“

Norbert stand, als er gelesen, wie eine Bildsäule. Der Brief lag vor ihm auf dem Tisch; er starrte vor sich.

„Unmöglich, undenkbar das alles!“ rief er, die Schläfen mit beiden Händen fassend. „Es wäre Wahnsinn, daran zu glauben, und doch hat

auch Günther schon davon gesprochen. — Sie, die ich gestern erst sah, so schön, so lieblich! Sie, die man zwingen wollte, ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Dollars anzunehmen, die diese zurückwies... Aber wer ist sie, welches Geheimnis liegt über ihrer Person! Mir steht der Verstand still, wenn ich mir die Meinigen in dieser Lage denke! Und der arme Vater! Und ich selbst ihr Schuldner!“

Er warf sich über die Zeitungen, er suchte mit fieberhafter Hast, aber er fand nichts. Vielleicht war die betreffende Nummer schon in den Händen eines Untersuchungsbeamten. Und sie, Ellen, war gestern noch hier aufgetreten, frank und frei, ohne zu ahnen, daß man auf sie sahnte, in distinguirter Gesellschaft. — Wer löste das Rätsel?

Er sank an den Tisch, seine Stirn fiel in die Hände. Aber es litt ihn nicht so; er sprang auf und faßte den Hut. Er mußte sie suchen, sie warnen, von ihr selbst hören! Sie sollte zurücknehmen, was sie ohne sein Wissen —

Den Kopf senkend, stand er da. Er ihr zurückgeben? Was besaß er? Aber die Angst, in der die Seinigen schwebten! Wenn man sie vor Gericht lud, wenn's die ganze Stadt erfuhr! Er fand keinen rettenden Gedanken. Ohne zu wissen, was er wollte, eilte er hinaus auf die Straße. In dieser legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter.

Günther war's, der ihm bereits gefolgt und ihn eingeholt.

„Ich wollte eben zu Dir, was Neues!“ sagte er, sich in Norberts Arm hängend. „Mein Vater,“ fuhr er fort, als dieser ihn zerstreut, schweigend anschaut, „er schreibt mir soeben, die richtige Erbin habe sich endlich eingefunden und ihre Legitimation, ausgestellt von dem bisherigen Bevollmächtigten, dem Advokaten Jeremiah Brown, überreicht; ein passabel hübsches Mädchen soll es sein, das aber, von klein auf in einem Institut erzogen, kein Wort deutsch versteht. Er sei, schreibt er, in der unangenehmsten Lage, müsse immer einen Sprachlehrer zuziehen, um sich mit ihr zu unterhalten, und wisse jetzt wieder nicht, wo er den ihr bestimmten Bräutigam finden solle, der wahrscheinlich noch immer auf der Suche nach ihr sei.“

Norbert hörte kaum.

„Claudine,“ fuhr Günther scherzend fort, „ist zwar in ihrem Institut bis zum Vicar of Wakefield gekommen, hat aber das hübsche auch vergessen und weiß nicht, was sie mit dem Mädchen anfangen soll. Ich bin froh, daß ich nicht dort bin. Mein Vater ist entrüstet über seinen verstorbenen Bruder, der sein Kind so hat aufwachsen lassen, ohne sich um dasselbe zu kümmern. Wenn ihm

bei der jetzt sich so plötzlich komplizierenden Weltlage, die ihm viel zu thun gebe, die Sache zu bunt werde, so sei er geneigt, einen Rechtsgelehrten zu bevollmächtigen. Der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich, schreibt er, sei keineswegs unmöglich; ich solle mich nicht zu weit entfernen und der Rückberufung gewärtig sein. — Apropos, ist Dir etwa diese Mistreß Henland noch begegnet?“ Er warf dabei einen so zweifelnd fragenden Seitenblick auf den Freund, als er fühlte, wie der Arm desselben in dem seinigen zuckte.

Norbert hemmte plötzlich seine Schritte, und jetzt, wie er vor ihm stehen blieb, sah Günther erst die erregte Miene.

„Du sprichst mir von einer öffentlichen — Nachforschung. Erinnerst Du Dich nicht, was es war, welcher Art — Du begreifst!“

„Ja, ich begreife!“ Günther blickte sehr ernst und unschlüssig vor sich nieder. „Du nimmst mir das Wort

gegen, wenn er noch hier ist!“ sagte er. „Ich möchte drauf wetten, daß er unser Mann! Und wär' es der frühere Offizier, auch der würde mich interessieren. Der Vater wäre natürlich glücklich, wenn ich ihm seinen Mann zur Stelle schaffte. Ich habe aber schon die Fremdenliste, auch die der nachbarlichen Kurorte, durchgesehen und keinen Großmann darin gefunden, auch keine — Sicherlich wird sie sich hier nicht unter ihrem Namen haben eintragen lassen, wenn sie wirklich noch hier ist. Ich erschreke vor dieser Kühnheit!“

Norbert hatte dasselbe Gefühl, aber dasselbe sträubte sich gegen die Möglichkeit der Wahrheit; und dennoch, wenn er sich der Scheu erinnerte, die sie damals gegen die Außenwelt gezeigt, jener Furcht auf dem Bahnhofe — Etwas mußte es gewesen sein, das sie zur Flucht vor der Welt genötigt, und strafbar war es, eine so achtungswürdige Familie wie die seinige — Und dieses Geld! Es begann ihm im Gehirn zu summen und zu toben. Dieses Geld,

das einer unlauteren Quelle entflohen, auch der General mußte schließlich davon erfahren. Er wandte sich wieder zu Günther und erfaßte dessen Hand.

„Sei diskret!“ bat er dringend und weich. „Ich meine hinsichtlich dieser Dame — aus Rücksicht für uns — für Erna, die mit ihr befreundet war —“

„Und für Dich? — Es bedarf dieses Wunsches nicht,“ setzte Günther, ihm die Hand drückend, hinzu. „Ich hatte — ich weiß nicht, soll ich es ahnungsvolle Voraussetzungen nehmen? — dem Vater gegenüber ja schon damals versprochen, daß ich diese Fremde bei euch bereits gesehen. Was hast Du heute vor?“

„Nichts!“ Norbert antwortete zerstreut. „Ich suche Dich auf.“

„Und ich suche mir den Großmann!“

Beide trennten sich und Norbert setzte seinen Weg fort, er wußte selbst nicht, wohin.

17. Eine leitende Spur.

Drei Tage waren verstrichen. Norberts hatte sich während derselben eine namenlose Angst bemächtigt, denn das längst Gefürchtete zog herauf, unabwendbar und vernichtend. Er hatte Kenntnis von der Ursache dieser Verfolgung, und war er auch überzeugt, daß hier ein unbegreiflicher Irrtum obwalten müsse, die polizeilichen Nachforschungen hatten sich bereits hieher gerichtet; irgend eine Spur mußte hieher geleitet haben und sie war auch ihm unentbehrlich, denn rastlos hatte er gesucht.

Günther hatte er nicht wieder gesehen; der mochte Kameraden oder seinen Großmann gefunden haben, und ihm war's lieb, nicht gestört zu werden. Er vernachlässigte seine Amtspflicht, so weit es vorläufig unbemerkt geschehen konnte, denn seine Akten lagen unberührt: er schlug immer wieder dieselbe Richtung des Villenquartiers ein, in welcher er jenen Fialer verfolgt, er horchte und spähte in allen Hotels, während der öffentlichen Konzerte, auf allen Promenaden und ersehnte den Sonntag, an welchem er vor der englischen Kapelle stehen wollte.

Ernas Schreiben hatte er noch nicht beantwortet, aber er war im Geiste bei den Seinigen, zu noch größerer Qual, wenn er sich dachte, daß er selbst gegen sie werde Zeugnis geben müssen. So sehr er sich gequält hatte, sie zu finden, ebenso sehr wünschte er jetzt die Gewißheit, daß sie tausend Meilen von hier sei.

Es war um die erste Hälfte des Juli 1870 und die Saison hatte schon seit Wochen die Fremden herbeigeführt; die letzten Tage aber hatten eine gewisse ungewöhnliche Bewegung unter den Kurgästen verursacht, die nur er nicht gewahrt, denn der politische Horizont bewölkte sich ganz plötzlich; die Gäste beschäftigten sich überall mit den



Die Argeschkirche bei Curtea (Rumänien). (S. 139.)

aus dem Munde; ich zögerte damit. Der Vater schrieb mir einen langen Brief. Er ist außer sich, daß es ihm habe passieren müssen, eine Abenteuerin der schlimmsten Art in sein Haus aufzunehmen, sie sogar in dasselbe hinein zu zwingen und sie der Gesellschaft vorzustellen. Er gab mir auch erst in diesem Briefe Aufschluß, wie das alles zugegangen.“

„Was ist es? Sprich!“ rief Norbert bleich.

„Genaueres ging mir auch aus des Vaters sehr erregt geschriebenem Briefe nicht hervor; er vermutete wohl, daß auch ich es schon wisse. Es soll sich um entworfene Wertpapiere handeln, um einen mysteriösen Todesfall! Vielleicht werdet auch ihr Unannehmlichkeiten haben, bei denen sie ja so lange im Hause gewesen.“

Norbert stand wortlos da; er wandte sich und schritt langsam weiter, um nicht zu verraten, was in ihm vorging. Günther brach das Thema ab; er hatte es selbst nur ungern berührt.

„Wißt' ich jetzt nur diesem Großmann wieder zu be-

Zeitungen, drängten sich gruppenweise um dieselben. Freilich, Günther hatte von der Möglichkeit eines Krieges gesprochen, und bei dem Gedanken war's ihm unwillkürlich wie dem Schulkneben, der sein Pensum nicht gelernt und sich mit dem Wunsch zu Bette legt, das ganze Schulhaus möge in der Nacht abbrennen.

Heute — es wollte eben Abend werden, als er wieder die Promenaden absuchte — heute mußten die Zeitungen wieder Wichtiges gebracht haben. Er hörte um sich her die zusammenstehenden Herren von Ems und wieder von Ems sprechen. Was hatte er sich während der Tage um die Welt gekümmert! Man sprach von Krieg mit verstörten Mienen! Ihm wäre zu jeder andern Zeit anders zu Mute gewesen, denn auch er mußte in solchem Falle mit fortziehen; jetzt aber war's ihm recht. Wer kümmerte sich um die kleinen Vorfälle des Tageslebens, wenn die Berge kreisten!

Er sah auf seinem Wege Koffer und Kisten gepackt in den Hotel-eingängen stehen, sah, wie dieselben in bereit haltenden Fiakern aufgeführt wurden; aber er fragte nicht nach der Ursache. Dunkler ward's und wieder war ein ihm so qualvoller Tag vergangen; er irrte weiter an den Gittern der Gärten entlang und schaute suchend auf die Veranden der Villen hinter den Vorgärten, wo sich diese erhellten.

Da plötzlich kannte ihn eine helle Frauenstimme, die aus der offenen Thür eines Parterreballons drang. „Long, long ago,“ das Lied, das er Ellen so gerne singen gehört, wenn sie abends allein in ihrem Zimmerchen, es kannte ihn regungslos an das Gitter, und die Stimme durchdrang sein Herz wie mit Zauberton.



Indianeransiedlungen: Besuch der Rothhäute bei einem Viehkönig. (S. 139.)

Er schwang sich auf den Sandsteinsockel der Einfriedigung, reckte den Hals und schaute durch die weit geöffnete Thür der Veranda in einen von einer Lampe erhellten Salon, und — da sah sie — sie, wenige Schritte von der Thür am Piano in weißem Hausgewande! Ellen selbst war's, deren Profil das Licht auch des Instrumentes so hell und klar beschien, Ellen, die so ruhig dasaß, während . . .

Von Besorgnis für sie getrieben, schwang er sich über

das niedere Eisengitter, einen Polizeibeamten nicht gewahrend, der auf der andern Seite der Straße dem Hause gegenüber das letztere und auch ihn scharf beobachtete, und stand in dem Vorgärtchen am Fuße der Balkontreppe. Sie ahnte nichts; sie sang ihr Lied so schwermüthvoll. Die Hand auf die Lehne der Veranda gestützt, lauschte er wie festgebannt; er wagte nicht, sie zu stören, blickte hin, bis endlich ihre Hände in den Schoß sanken und der letzte Ton verklang.

Da erst wagte er, in die Thür zu treten, mit Absicht geräuschvoll, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Und mit erschrocken Augen starrte sie jetzt zur Thür; ihn nicht erkennend, sprang sie furchtsam auf, und erst als er einen weiteren Schritt ins Zimmer that, flog ein Lächeln freudiger Ueberraschung über ihre Züge.

„Sie! Mister Norbert!“ rief sie, doch zurücktretend und die Hand auf das Herz legend.

„Sie sind allein, Ellen?“ er that noch einen Schritt zu ihr und jetzt erst gewahrte sie seine Aufregung; sie that auch ihrerseits einen Schritt zu ihm und streckte ihm mit beschwichtigendem Lächeln die Hand entgegen.

„Ich bin so froh, Sie wieder zu sehen!“ sprach sie, erröthend in der Erinnerung an ihre ihm gesandte Zeile.

Norbert ergriff ihre Hand, aber die seinige zitterte. Mit einem ihr unverständlichen Blick schaute er ihr so prüfend ins Antlitz, als wolle er in demselben die Bestätigung ihrer Unschuld lesen.

„Auch ich bin es!“ versicherte er, aber mit unsicherer Stimme und steigender Aufregung. „Ellen, ich komme, weil Ihnen Gefahr droht! Sie müssen fort, noch heute!“



Indianeransiedlungen: Verteilen des Stieres. (S. 139.)

Ellen erbläute; dann trat wieder das Lächeln auf ihr Antlitz. Stumm fragend stand sie vor ihm, erwartend, daß er fortjähre.

„Zürnen Sie mir nicht!“ bat er verlegen. „Ich suchte Sie schon seit Tagen, um Sie zu warnen! Ihnen droht Gefahr! Man hat Sie im Verdacht — in ungerechtem Verdacht,“ verbesserte er sich. „Ihr Name wird von den Zeitungen genannt, man macht Ihnen den Vorwurf, daß Sie es gewesen, die sich der Wertpapiere einer in Belgien reisenden Dame, die sich auch Henland nannte und vermutlich eines unnatürlichen Todes gestorben, bemächtigt hätten.“

Er hielt erschrocken inne, denn er sah, wie jeder Blutstropfen aus ihrem Antlitz wich, ihre Gestalt leicht erbebt und sie die Augen zu Boden senkte.

Keines weiteren Wortes mächtig, in ihrem Verhalten ein Bekenntnis der Schuld erblickend, hielt er inne. Da fuhren plötzlich beide zusammen durch ein Pochen an die Glasscheibe der Balkontür.

Norbert trat zur Seite, Ellen blickte leichenblau auf die Gestalt eines uniformierten Mannes, der, sich anmeldend, an die Balkontür gepocht und, die Mütze vom Kopf nehmend, hereintrat.

„Herr Referendar von Brünig, wenn ich nicht irre?“ redete er diesen an. „Ich bin der Polizeikommissär Wendland und bitte um Entschuldigung, wenn ich denselben Weg wie Sie genommen! Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Ihre Worte mir soeben meine Aufgabe erleichtern, die mich bereits draußen dieses Haus beobachten ließ. Ich bitte die junge Dame,“ er wandte sich an Ellen, „mir einige Worte zu gestatten, die ich kraft meines Amtes an Sie richten muß.“

Ellen war zurückgetreten, schweigend, zitternd hatte sie die Lehne eines Sessels gefaßt, sich auf diese stützend. Norbert stand wie vernichtet.

„Wie Ihnen Herr von Brünig schon gesagt,“ fuhr der Kommissär ruhig fort, „handelt es sich um einen Verdacht, der mich zwingt, Sie zu verhaften, wenn Sie nicht im Stande, sich genügend auszuweisen. Ich bin bereit, bis dahin jede Rücksicht zu üben, welche mir gegen Fremde hier geboten ist.“

„Meine Ellen verhaften?“ erschallte plötzlich aus dem Hintergrund eine Frauenstimme. Norbert sah eine vornehme ältere Dame in Reisekleidung, dieselbe, die er schon mit Ellen im Hialeer gesehen zu haben glaubte, unter einer Portièrre heraustraten und erst den Kommissär, dann auch ihn mit zürnender Miene anblicken.

Der Kommissär verbeugte sich gemessen, aber leicht die Achsel zuckend.

„Sie wissen nicht, daß Sie ohne die schuldigen Rücksichten in die Wohnung der Lady Clinton eingedrungen, die ich augenblicklich zu verlassen bitte!“

Der Kommissär verbeugte sich gemessen.

„My Lady, meine Amtspflicht ist mir ein strengeres Gebot als Ihr Befehl!“ erwiderte er kaltblütig. „Berging ich einen Irrtum hinsichtlich der Person dieser jungen Dame, so führte mich hiezu die Ähnlichkeit derselben mit dem Signalement.“

„Ja, Sie begingen ihn!“ Hoch und stolz aufgerichtet begegnete die Lady ihm mit erzürnten Augen. „Wir sind im Begriff, morgen zeitig nach meiner Bestimmung in Dieppe abzureisen; ich garantiere für diese junge Dame und bin bereit, jede von mir verlangte Bürgschaft zu leisten!“ Sie schellte und während der Kommissär halb bereit, aber noch unentschlossen, Norbert aufatmend dastand, trat der Kurier der Lady auf das Zeichen herein. „Ich bitte Sie, diesen Herrn zu begleiten,“ wandte sie sich an diesen, „und jede Summe zu zahlen, die verlangt werden sollte! Ellen!“ rief sie dieser zu, die sich inzwischen gefaßt, vertrauensvoll auf sie blickte und sich zu ihr bewegte, ohne Norbert anzuschauen. Lady Clinton nahm ihren Arm, verneigte sich zürnend gegen die beiden Männer und führte Ellen durch die Portièrre ab.

Norbert sah ihr nach. Er fühlte sich beruhigt, und dennoch... War auch die Gefahr vorüber, Ellen konnte nicht ganz schuldlos sein, das hatte ihr Erschrecken verraten. Wie weit ging ihre Schuld?

„Ich stehe zu Diensten, mein Herr!“ Der Kurier deutete auf die andere Thür im Hintergrunde des Salons.

Der Kommissär zauderte noch einen Moment.

„Herr von Brünig,“ wandte er sich an diesen. „Sie kennen die junge Dame; ich bitte! Sie werden auch Ihrerseits für sie eintreten?“ setzte er im Tone höflichen Zweifels hinzu. Er deutete zur Thür und beide schritten, von dem Kurier gefolgt, hinaus.

„Ellen ist schuldig! Ja, sie ist es!“ klopfte Norbert das Herz, als er mit den beiden Männern über die Straße schritt. Aber er wollte, er mußte für sie eintreten, um ihrer willen, um des Vaters und der Seinigen willen! Sie reiste fort, morgen schon — vielleicht, um ihn niemals wieder zu sehen! Doch auch um den Preis! Nur dieser Abschied, er that so weh! — Und wer war diese Lady Clinton, wer war sie selbst? Was war ihr wirklich vorzuwerfen, über das sie so hatte erschrecken können? — Alles war dunkel geblieben, dunkler als zuvor; nur eins war ihm klar: Ellen hatte ihm begegnen müssen, um ihn maßlos unglücklich zu machen, und die kluge Schwester bekam recht, sobald er ihr alles bekannte!

18. Lothar glaubt endlich das Glück zu finden.

General von Willroth war inzwischen, wie schon Günther erzählt, wiederum in eine neue unangenehme Lage geraten.

Mit vollständig genügender Legitimation von Seiten des Bevollmächtigten seines Bruders, des Advokaten Jeremiah Brown in Chicago, war bei ihm ein junges Mädchen, die Tochter des Verstorbenen, erschienen.

Die Papiere vermochte sich der General zu übersehen, sein Auditor prüfte sie auf ihre Richtigkeit und froh war er, daß endlich die Rechte da. Aber sie sprach kein Wort deutsch, und so hatte er denn einen englischen Sprachlehrer holen lassen, der ihm die Rede des Mädchens dahin verdolmetschte, daß die junge Dame, als sie kaum das Schiff verlassen, schwer erkrankt in ein Hospital gebracht worden, dann, als sie nach Monaten genesen, von heftigem Heimweh befallen worden und erst, als ihre Mittel zu Ende gegangen, sich entschlossen habe, das Ziel ihrer Reise zu suchen.

Dem General war das alles sehr gleichgültig gewesen; die rechte Erbin war da, und er hätte der Sache jezt ein Ende machen können; aber wo war der ihr bestimmte Gatte? Dieser Großmann hatte nichts mehr von sich hören und sehen lassen; er war zweifellos, verlegt dadurch, daß man ihn wiederholt nicht hatte empfangen können, ohne Mitteilung nach Amerika gereist, um die Vermisste dort zu suchen; er mußte jezt also wieder auf diesen warten.

Aber was inzwischen mit dem Mädchen anfangen! Es war ganz hübsch, sehr bescheiden und schüchtern sogar, weil es sich nicht verständlich machen konnte, und auch Claudine wußte deshalb nicht mit ihr zurecht zu kommen. Man riet ihm also, bis der Bräutigam zurückkehre, diese Nichte einer sehr achtbaren, perfekt englisch sprechenden Dame zu übergeben.

Und so geschah es denn. Die letztere besuchte mit ihrem Schilling öfter das Haus des Generals, spielte in der Unterhaltung die Vermittlerin, sprach ganz entzückt von den Eigenschaften des Mädchens, das doch nie ein Elternhaus gekannt habe, und so verstrich die Zeit, ohne daß von Großmann gehört wurde, bis der General durch die ernstesten und dringendsten Dienstfachen so in Anspruch genommen ward, daß er für Familiensachen keine Zeit mehr übrig hatte.

Lothar war inzwischen nicht so weit von ihm entfernt, wie er glaubte. In aller Stille war er abgereist. Was beginnen, das wußte er nicht; ohne das Geld des Vaters wäre er, in der Heimat hilfloser gewesen als drüben. Aber bange ward's ihm, als er die Dollars schwinden sah.

Er hatte das Bedürfnis, die Sehnsucht, das unbefriedigte Verlangen, sich in seiner Sphäre zu erhalten, seinem Namen wieder Ehre zu machen, irgend eine, wenn auch bescheidene, doch achtbare Stellung zu erreichen, und er wußte doch nicht, wie! Es fehlte ihm jeder Anhalt. Und was hätte sich ihm Bescheidenes bieten sollen, ihm, der, wenn er auch die bescheidensten Hotels aufsuchte, den Vornamen sorgfältig weglassend, sich als Herr von Großmann einschrieb, der, während er nach dem täglichen Brot jagte, mit so aristokratischem Chic auftrat, daß man ihn für einen gut situierten jungen Vergnügungsreisenden hielt! Er hatte ja, nachdem er alles verkauft, was er durch Frank's Freigebigkeit in Ueberfluß angeschafft, und sich aufs dürftigste ernährt, nur eben diese eine anspruchsvolle Kleidung noch und hätte sich in einer andern kaum mehr zu benehmen vermocht.

So stand er, sich dieses Zwitterwesens bewußt und dennoch unfähig, es zu ändern, in schlimmem Zwiespalt mit sich selbst, und kein günstiger Zufall wollte ihm unter die Arme greifen, kein Zufall, auf den jeder rechnet, der sich selber nicht helfen kann!

So kam's, daß ihn seine Planlosigkeit von Frankfurt in eins der rheinischen Spielbäder führte, und hier beim Anblick der Spieltische und all des Geldes raunte ihm der Lebensüberdruß ins Ohr: „Hier ist der Zufall, den Du suchst! Setze die zehn Dollars, die Dir noch eine kurze Daseinsfrist gönnen, auf die grünen, lustigen Felder und gewinne, oder, wenn Du sie verlierst, was geizest Du um die kurze Frist, um eine Zukunft, die Dir doch nicht beschieden ist!“

Der Mut der Verzweiflung ist schon die That. Lothar trat schon des nächsten Morgens an einen der Spieltische und — gewann zu seinem eigenen Erschrecken. Aber er gewann wieder und wieder, und kühn gemacht, begann er zu wagen. Und auch in dieser gefährvollen Situation ward ihm der Zufall ein guter Ratgeber. Er sah einen Herrn neben sich Schlag auf Schlag große Summen verlieren, zog, ängstlich gewarnt, seinen Gewinn ein und verließ den Spielsaal.

Draußen zählte er mit pochendem Herzen die dreihundert Goldstücke; er bestellte sich ein lukullisches Frühstück. Während er auf der freien Estrade mit vorzüglichem Appetit speiste, sah er denselben unglücklichen Spieler in seiner Nähe sitzen, bleich, mit entstellten Gesichtszügen, die finstere Stirn in der Hand. Und da überkam ihn eine Angst. Er bezahlte das Frühstück, ohne es beendet zu haben, eilte in sein bescheidenes Hotel, packte den Koffer und nahm auf dem Bahnhof den ersten Zug, gleichviel, wohin er ihn führte.

Im Coupé empfand er einen gewissen Stolz über sich selbst; er sagte sich, daß kaum ein anderer dieser Selbstbeherrschung fähig gewesen wäre, daß der bessere Mensch, der bisher so oft in ihm habe schweigen müssen, in ihn wieder eingekehrt. Er war mit sich zufrieden.

Aber wie das immer geschieht: er hatte die Erfahrung gemacht, wie leicht das Geld zu gewinnen, das er mit aller ehrlichen Anstrengung zu erwerben bereit gewesen wäre, wenn er eine Beschäftigung hätte finden können, und das gab ihm Zuversicht zurück. Er hatte auch andere ihre Gewinne einstreichen sehen, und dieser eine Unglückliche hatte ja wie ein Toller gespielt. Man müsse mit Vorsicht spielen, meinte er.

Eine Woche hindurch lebte er als sorgloser Gentleman, denn während derselben zeitigten die Weltereignisse in ihm einen Plan, der ihn vollends aufrichtete, ihm Vertrauen in die Zukunft zurückgab. Er hatte die Möglichkeit gefunden, sich zu rehabilitieren, und las mit Eifer die Zeitungen. Sie gaben ihm Trost, während alle anderen vor der nächsten Zukunft bangten, und das stimmte ihn wieder zur Leichtfertigkeit.

In einem verhängnisvollen Instinkt hatte er sich nicht weit von dem Kurort entfernt und dieser zog ihn dahin zurück, als er gefunden, daß das vornehme Hotel in Frankfurt, in welchem er sich, zu seiner Entschädigung für so viel Enthaltensamkeit, einquartiert, ihn täglich einige seiner Goldstücke kostete, und sein Gewinn schrumpfte bedenklich zusammen. Er trat also mit vollkommener Glücksgewissheit wieder an denselben Tisch und — verpielte seine Goldstücke bis auf wenige.

Trostlos, zerknirscht begab er sich zum Bahnhof, und auf diesem Gange sah ihn Günther an der Terrasse des Kurhauses vorbeistreifen. In Frankfurt betrat er sein Zimmer im Hotel mit dem elendesten Bewußtsein. Auf dem Tische sah er die Hotelrechnung und nur ein einziger Blick auf dieselbe mit halb geblickenen Augen überzeugte ihn, daß man von ihm auch diese letzten Goldstücke begehre.

Er öffnete den Koffer, zog einen Revolver hervor und steckte ihn in die Brusttasche.

„Es sei also!“ Damit warf er sich in den Sessel am Tisch, legte die Stirn in die Hand und blickte lange finster vor sich nieder.

„Und doch!“ Er erhob die Stirn wieder. „Diese wenigen Tage noch will ich warten; es muß sich ja entscheiden!“

Er sah auf der Straße vor dem Hotel die Menschen vor einem Anschlagzettel zusammenströmen und stürzte hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Wiedervergolten.

Eine wahre Geschichte
von

Fazakib.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Vom Jahre 1813 bis 1818 war der russische General Brändel, ein geborener Tiroler, Kommandant von Leipzig und Altenburg.

Er hatte nur ein Kind, ein Söhnchen, dessen fünfter Geburtstag in Altenburg gefeiert wurde. Mit einem Stück des Geburtstagskuchens in der Hand ging der Kleine just vor dem Schlosse auf und ab, als ein armes Mädchen ihn um ein Almosen ansprach.

Der gutherzige Knabe gab dem Mädchen ohne weiteres sein Stück Kuchen und führte es dann zu seinem Vater, denselben bittend, dem armen Kinde ein Geldgeschenk zu geben. Der General befragte das Mädchen näher und erfuhr auch durch weitere Erkundigung bei Nachbarn, daß dessen Vater, ein braver, rechtschaffener Mann, durch Kriegsnot und Krankheit verarmt und in sehr dürftiger Lage gestorben sei. Während der teuren Zeit 1816—17 sei die hinterlassene Witwe mit ihren Kindern so sehr in Not geraten, daß ihr kein anderer Ausweg mehr geblieben, als mitleidige Menschen um Almosen anzusprechen.

Der General unterstützte nun die Familie, bis er nach St. Petersburg zurückkehrte.

Hier beschäftigte er sich eifrig mit dem Studiengang seines einzigen Sohnes, in der Hoffnung, daß dieser einst eine militärische Karriere gleich der seinen machen werde.

Die Mutter, eine Frau von sehr sanftem Gemüte, that alles für die Erziehung des geliebten Kindes, welches, sanft und gemütsinnig, durchaus keine Lust zum Kriegshandwerk in sich verpörrte. Auf alle Bedenken wegen der Wahl dieses Berufes antwortete der General: „Das wird sich mit den Jahren schon geben, und wenn er dereinst General sein wird, dann werdet ihr mir's danken, daß ich ihm den richtigen Weg dazu gezeigt und eröffnet habe.“

Trotz seiner Abneigung kam Franz ins Kadettenkorps, wurde im Frühjahr 1830 zum Offizier befördert und in ein Kavallerieregiment eingereiht. Kurz darauf brach in Polen eine Revolution aus und das Regiment, in welchem Franz diente, bekam Marchbefehl.

Eines Abends beim Weinachtsfeuer meinte ein alter Haudegen des Regiments: „Gebt acht, Kinder, morgen bekommen wir einen heißen Tag; die Polen haben sich vorteilhaft aufgestellt und verhängt und wir werden harte Rasse zu knaden haben.“

Franz erzählte zwanzig Jahre später einem guten Freunde darüber folgendes: „Fürcht' ich keine, mein Ehrgefühl ließ das nicht zu, aber es that mir doch leid um meine zwanzig

Jahre, denn ich ahnte, daß die erste feindliche Kugel mich treffen werde. In der schlaflosen Nacht schrieb ich einen Abschiedsbrief an meine Mutter und erwartete gefaßt, aber betrübt den Tag. Es war bei Grochow. Mit den ersten Sonnenstrahlen ertönten immer häufigere Signale, Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, die Kanonen fingen an zu dröhnen, das Kleingewehrfeuer knatterte dazwischen und nach kurzer Zeit tobte die Schlacht in voller Wut.

„Unser Regiment stand außer Schußweite. Stunden verstrichen, ein paar mal wurde ab- und wieder aufgegeben, als endlich gegen Abend ein dahersprengender Adjutant dem Obersten ein paar Worte meldete. „Marisch-Marisch!“ wurde kommandiert und in gestrecktem Galopp stürmte unser Regiment vorwärts.

Wir standen plötzlich im Kugelregen. Mein alter Wachtmeister näherte sich mir: „Panisch (junger Herr), keine Angst nicht, wenn jede blaue Bohne treffen würde, wäre ich schon lange nicht mehr am Leben.“ In diesem Augenblicke zerstückte ihm eine Kugel den Kopf. Uns gegenüber stand ein Bataillon Scharfschützen in Front, welches jedoch zu meinem Ersauern nur schwach feuerte. Wir sprengten darauf los, als mit einem Schlag das vordere Glied unserer Front stillstand, die Pferde des zweiten Gliedes auf diejenigen des ersten stiegen, das dritte Glied auf das zweite. Es war eine schreckliche Verwirrung.

Die Polen hatten eine geficherte Aufstellung hinter einem breiten Graben und, nun ihnen näher, empfingen sie uns mit mörderischen Salven. Bald lag der größte Teil des Regiments kampfunfähig am Boden; ich aber war noch aufrecht, die Kleider zwar durchlöchert, aber der Körper ohne nennenswerte Verletzung.

Wir hatten zwar das Terrain gewonnen, die Polen aber waren nicht förmlich geschlagen worden. Ich weiß nicht recht, weshalb mir dieses Treffen und dann der bald folgende Sturm auf Praga Delorationsen brachte. Mich hatten die Kugeln gemieden; ich war der erste, welcher mit dem Feinde handgemein wurde, die anderen folgten mir und ich wurde als Held gepriesen.

Bei der Rückkehr nach St. Petersburg drückte der Vater mich stolz an seine Brust und jagte unter Freudenthränen: „Deine Karriere ist gemacht, mein Sohn, man ist an höchster Stelle auf Dich aufmerksam geworden!“

Die Mutter weinte still vor sich hin; aus Freude oder Schmerz, ich weiß es nicht, ich glaube, sie wußte es selbst nicht, jedenfalls aber aus Rührung. — Ich aber hatte genug der Kriegsgreuel gesehen und meinen Entschluß gefaßt.

Nach einigen Tagen sagte ich: „Vater, ich will meinen Abschied nehmen, das Kriegshandwerk ist mir zuwider, ich kann's nicht mehr mit ansehen.“ Mein Vater stand da wie vom Schlag gerührt, die Mutter weinte, aber es schien, als ob diese Thränen einem innigen Dankgefühl Ausdruck geben sollten.

Nach einigen Tagen wurden doch die Vorbereitungen für mein Abschiedsgeläch gemacht und einige Monate später erhielt ich die Anstellung am Zollamt in Nowoseliza, auf der Sie mich hier sehen; leider bin ich schon seit einigen Wochen so krank, daß ich meinen Dienst nicht mehr versehen kann.

Einige Jahre nachher begegnete der Erzähler dieser kleinen Erinnerung Herrn Prändel in Odessa. Eine langwierige Krankheit, berüchtigte Leptotier, hätte ihn genötigt, seinen Abschied zu nehmen, und erhalte er nur eine so geringe Pension, daß er mit seiner Familie unmöglich von derselben leben könne. Er verdiente zwar nebenbei noch etwas mit Uebersetzungen und sonstigen schriftlichen Arbeiten, aber auch das reichte nicht hin, und das unbedeutende Erbe, das ihm seine inzwischen gestorbenen Eltern hinterlassen, war längst aufgezehrt. Das waren schlimme Tage für den einst in Glanz und Pracht Erzeugenen.

Im Jahre 1872 traf der Erzähler seinen Freund Prändel wieder und zwar in Theodosia auf der Halbinsel Krim. Hier teilte ihm dieser seine ferneren Erlebnisse in folgender Schilderung mit:

„Nachdem ich mich viele Jahre kümmerlich durchgeschlagen hatte, erhielt ich eines Tages ganz unerwartet die Nachricht, daß mir eine größere Erbschaft zugefallen sei. Nach vielem Hin- und Herüberlegen wurde mir endlich die Summe von etwa dreitausendhundert Rubeln ausbezahlt und nun war ja auf einmal geholfen. Als die Rot am größten, war auch schon die Hilfe am nächsten gewesen.“

Die Hälfte dieses Geldes übergab ich meiner Familie, mit der andern Hälfte fuhr ich auf ärztlichen Rat nach Marienbad und fand dort die sehnlich gewünschte Herstellung.

Von Marienbad bis Altenburg ist es nicht weit; ich entschloß mich, den Ort meiner glücklichen Kinderjahre zu besuchen. Bei einem Gang durch die Straßen Altenburgs wurde ich von einem Platzregen überfallen und ich suchte Unterschutz in der nächsten offenen Haustür. Eine Frau in den fünfzigern lud mich ins Zimmer ein.

„Sie sind wohl fremd hier in Altenburg?“

„Ja und nein; ich wohne in Russland, habe aber hier in Altenburg meine Kindheit zugebracht. Mein Vater war von 1813 bis 1818 Kommandant der Stadt, wir wohnten im Schlosse oben.“

Die Frau wurde aufmerksamer und rief endlich: „Herr Jesus, sind Sie nicht der Franz?“

„Mir sing es auch an zu dämmern, und bald hatte es sich aufgeklärt, daß sie das arme Mädchen war, dem der kleine Franz einst ein Stück seines Geburtstagskuchens geschenkt.“

„Erzählen Sie mir doch, wie es Ihnen bisher ergangen ist! Gewiß gut, wie Sie's durch Ihre Wohlthaten an uns verdient haben.“

„Leider nein“, erwiderte ich, „denn es ging mir jahrelang schlecht genug, und bis ich wieder zu den Weinigen komme, ist unser kleiner Geldvorrat wohl ziemlich aufgebraucht, eine neue Anstellung aber wird schwer zu erlangen sein. Mein guter Vater ist schon lange tot und vergessen, und Gönner habe ich nicht.“

„Nun, so kann ich Ihnen vielleicht zu einer Anstellung in Russland behilflich sein“, sagte die Frau mit leuchtenden Augen. „Unsere liebe, gute Prinzessin Alexandra ist die Gemahlin des Großfürsten A. A. Meine älteste Tochter, ein liebliches Kind, war die Gefeierin der kleinen Prinzessin. Sie nahm sie alsdann nach St. Petersburg mit und sie ist so glücklich, sich eine Vertraute der hohen Frau nennen zu dürfen. Sie wird sich gerne für Sie verwenden.“

„Und wirklich, es kam so.“

Einige Zeit darauf erhielt Herr Prändel richtig ein Amt in Theodosia; sein Sohn aber ist gegenwärtig einer der beliebtesten und hochgeschätzten Professoren an der neuerrussischen Universität in Odessa.

Es gibt Leute, die das Mitgeteilte einen merkwürdigen Zufall nennen werden; ich, der Erzähler dieser kleinen Erinnerung, für deren ungeschmückte Wahrheit ich einstehe, halte es für mehr als das — für eine wunderbare Fügung des Schicksals, gestützt von dem, ohne dessen Wissen kein Haar von unserem Haupte fällt.



Wahre Erlebnisse eines Fabrikanten von Badewannen,

so könnte man die folgende köstliche Geschichte betiteln, welche Breslauer Blätter berichten.

Kürzlich enthielt ein bayrisches Blatt ein kleines Inserat, welches folgenden Wortlaut hatte:

„Badewannen, Fabrik-Special. Jede Größe, jed. Form. Zur Erh. d. Gesundheit unerlässlich. Preis: cour. verz. gratis. R. Fabrik für Klempnerwaren. Breslau.“

Leider mußte Herr R., der Spezialfabrikant für Badewannen, die Erfahrung machen, daß die Menschheit von heute ihre Gesundheit in leichtsinniger Weise vernachlässigt, denn der Bestellung, die infolge des Inserats auf Badewannen eingingen, waren nur sehr wenige. Eines Tages aber kam aus Altschaffenburg folgendes Schreiben:

„Guer Wohlgeboren benachrichtige ich hiemit, daß ich geneigt wäre, für meinen Haushalt einige Badewannen von Ihnen zu beziehen. Aber aus praktischen Gründen kann ich das erst thun, wenn ich in Breslau bin. Ich gedenke nämlich dorthin überzusiedeln.“

„Sie haben wohl auch die Güte, mir auf folgende Frage Auskunft zu erteilen: Wie sind in Breslau die Wohnungsverhältnisse? Was zahlt man ungefähr für eine Wohnung von fünf bis sechs Zimmern und Zubehör im ersten oder zweiten Stock, und in welchem Stadttheile ist dort die Luft am gesündesten?“

Ihnen im voraus für Ihre Gefälligkeit dankend, zeichne hochachtungsvoll Kaver Schmidt.

Unser Badewannenfabrikant war natürlich gern bereit, seinem künftigen Kunden die gewünschte Auskunft zu erteilen. Freilich konnte er das nicht so ohne weiteres. Er mußte selbst durch die Straßen laufen, überall Erkundigungen einziehen und so weiter. Aber was thut ein Geschäftsmann heutzutage nicht alles! Einige Tage später sah sich Herr R. in den Stand gesetzt, Herrn Schmidt über die Breslauer Wohnungsverhältnisse ausführliche Auskunft zu erteilen. Herr Schmidt bedankte sich höflich für die Auskunft und machte in einem zweiten Schreiben dem Fabrikanten die erfreuliche Mitteilung, daß auch Herrn Schmidt's Schwiegereltern nach Breslau überzusiedeln gedächten und alsdann gleichfalls ihren Bedarf an Badewannen bei Herrn R. decken würden. Das Schreiben schloß mit den Worten:

„Ich würde Ihnen überaus dankbar sein, wenn Sie mir auch eine passende Wohnung in passender Gegend für meine Schwiegereltern empfehlen könnten. Es genügen drei Zimmer und Zubehör; doch bitte ich, darauf zu achten, daß diese Wohnung nicht in demselben Stadttheile sein darf, wie die meinige. Auch müssen die Fenster des Schlafzimmers durch Läden verschließbar sein.“

Hochachtungsvoll Kaver Schmidt.

Diesmal wurde der Fabrikant schon verdrießlich, aber trotzdem antwortete er Herrn Schmidt in höflichem Tone, daß er trotz eifrigen Suchens eine Wohnung in verlangter Beschaffenheit für die geehrten Schwiegereltern nicht habe finden können, und sandte einige Zeitungsausschnitte mit, welche Wohnungsofferten enthielten. Herr Schmidt ließ mit der Antwort nicht lange warten. Er bedankte sich in freundlicher Weise für die Bemühungen des Herrn R., teilte ihm mit, daß er sich sofort mit mehreren Hauswirten in Verbindung gesetzt habe, und daß die Uebersiedlung schon in nächster Woche erfolgen werde. Vorerst aber hätte er nochmals eine kleine Bitte. Er schrieb nämlich:

„Bitte, würden Sie wohl so freundlich sein, mir noch einen oder mehrere Rektoren der Mittelschulen anzugeben, damit ich mich behufs Anfragen an sie wenden kann. Sind die Mittelschulen dort ein Zwischending der Realschulen und der geringen Bürgerschulen? Oder, bitte, wie ist das Verhältnis? Und möchten Sie mir auch sagen (genau!), wie hoch die städtische Steuer für dreihundert Mark Einkommen ist? Auch für Kapitaleinkommen (wegen meiner Schwiegereltern). Betreffs der Wohnungen waren Sie so freundlich anzuführen, daß überall Wasserleitung ist; in den Inseraten steht aber nichts davon. Wie kommt das? Ohne Wasser wird keine Wohnung genommen!“

„Gibt's denn dort auch Ungeziefer? Laufen auf den gemauerten Herden Schwaben herum?“

„Als ich in Breslau zum Besuch war, Ende der fünfziger Jahre (ich komme nämlich aus Ostpreußen), da hatte man eiserne Kochmaschinen in den Küchen; jetzt sollen dort gemauerte kleine Öfen mit Kochplatten sein. Ist das allgemein so?“

„Wo wird denn gewaschen? In der Küche? Oder ist Waschlüche und Trockenboden da? Wird dort viel Steinföhle gebraucht? Wie teuer ist dort der Zentner? Und wie stellt sich die böhmische Braunkohle? Brennt denn bei wenig Holz die Steinföhle gut an? Das Holz soll dort sehr teuer sein. Hier kauft man einen Zentner klein gehacktes Buchenholz für Mark 1. 30. bis Mark 1. 40. Wollen Sie mir gefälligst auf diese Fragen antworten und mir auch mitteilen, wie ich mich in Breslau zu

verhalten habe, wenn ich am Bahnhofe ankomme? Und wie wird sich überhaupt die Sache machen, wenn ich hinkomme? Ich bin doch ganz fremd dort.“

Hochachtungsvoll Kaver Schmidt.

P. S. Eine Badewanne laufe ich ganz bestimmt. Nachdem Herr R. den sechs Seiten langen Brief überflogen hatte, setzte er sich empört an sein Pult und schrieb:

„Mein werter Herr Schmidt!“

„Da ich keine Zeit habe, Ihnen auf alle Ihre Fragen zu antworten, so beschränke ich mich auf die letzte. Sie fragen, wie sich das machen wird, wenn Sie nach Breslau kommen? Ich kann es Ihnen ganz genau sagen:“

Am Bahnhofe wird Sie der Herr Oberbürgermeister an der Spitze sämtlicher Stadtverordneten in Anstalt erwarten, Sie herzlichst begrüßen und Ihnen auf silberner Platte den Bürgerbrief präsentieren. Ihr Hauswirt wird natürlich das Haus betragen lassen und Ihnen eröffnen, daß Sie für die ersten drei Jahre freie Wohnung haben. Selbstverständlich erhebt der Magistrat auch für die ersten drei Jahre keine Steuer von Ihnen, Sie bekommen im Gegentheil eine jährliche Gratifikation von fünf-hundert Mark. Ueberall, wo Sie hinkommen, wird man Sie gerührt empfangen und Ihnen alle Ehre erweisen — aber wenn Sie zu mir kommen, kriegen Sie ein paar gewaltige Ohrfeigen, Sie unverschämter Mensch! Mit Hochachtung R.“

Herr Kaver Schmidt war jedoch nicht der Mann, der sich eine solche Beleidigung gefallen ließ. Er antwortete Herrn R. in gerechter Entrüstung, daß er nunmehr auf die Badewanne verzichte, daß er ihn aber wegen Beleidigung verklagen werde. Das that er denn auch. Das Breslauer Schöffengericht verurteilte, nachdem es Einsicht in den sonderbaren Briefwechsel genommen hatte, Herrn R. zu zehn Mark Geldbuße.

Die Meerseide.

Unter manchen Neuheiten, welche die Industrie aus dem Meere erhält, ist das Gewebe, welches aus dem Byffus der Stachelmuschel (Pinna) des mittelländischen Meeres gewonnen wird, eine der merkwürdigsten. Diese Muscheln, im allgemeinen sehr zerbrechlich, sind lang und schmal nach der einen Seite, nach der andern von beträchtlicher Breite. Dieses Muscheltier besitzt die Fähigkeit, eine zähe Seide zu spinnen, doch nicht in derselben Art, wie wir es bei der Raupe kennen. Während diese das Gespinnst nur zum Schutz und für eine gewisse Lebensperiode herstellt, macht die Pinna dauernd davon Gebrauch, sie spinnt es auch nicht, sondern zieht es aus einer Art Teig, der sich in einer Zungenpalte befindet, aus. Diesen Byffus, das ist ein Bündel mehr oder weniger dünner Fäden, besitzt eine große Anzahl von Zweischalern; er dient dazu, das Tier an fremden Körpern festzuhalten. Der Byffus der Pinna ist aber allein von so ausgedehnter Feinheit, daß er als Stoff für Gewebe einen ganz bedeutenden Artikel für den sizilianischen Handel bilden kann. Die Pinna wird in großer Menge im Mittelmeer in einer Tiefe von 6 bis 9 Faden gefischt; man bedient sich hierzu eines gabelartigen Instrumentes mit vertikalen Zinken von 1½ Faden Länge, die 15 Zoll aus einander stehen, „Krampe“ genannt. Trotz ihrer Zartheit bilden die Fäden doch ein so festes Büschel, daß große Anstrengungen notwendig sind, die Muscheln von den Felsen loszubringen. Diese Seidenbüschel, lana pinnae genannt, werden von der Muschel losgelöst und in Seife und Wasser gewaschen. Dann werden sie im Schatten halb getrocknet, die nutzlosen Wurzeln ausgeschnitten und das übrige, nachdem es mit der Hand gerieben, vollständig getrocknet und geordnet, erst mit einem weiten, dann mit einem engeren Kamm gekämmt. Hierbei wird aus einem Pfund groben Gespinnstes etwa ein Drittel seines erhalten. Man spinnt daraus mit der Spindel zwei oder drei dieser Fäden mit einem Faden Seide. Das Gespinnst wird in Wasser gewaschen, dem etwas Zitronensaft beigeigemischt ist, dann mit der Hand gestrichen und mit einem heißen Eisen geglättet. Es ist schön gelbbraun, goldglänzend und wird zu verschiedenen Artikeln, wie Shawls, Strümpfen, Mägen, Handschuhen, Wörten und so weiter verarbeitet. Palermo ist der Hauptort dieses Fabrikationszweiges, sowie Lucca, wo im Waisenhospital die feinsten Ware hergestellt wird. Man kennt fünfzehn Spezies von Pinna; die Hauptarten sind P. rudis und P. nobilis. Tridacna gigas, die Riesmuschel, deren 1 bis 1½ Faden lange Schalen man bisweilen in katholischen Gegenden als Weibebetten benutzt, hat einen äußerst starken Byffus, der aber trotz seiner Stärke (er muß mit Weilen zerhauen werden), sehr elastisch ist. Auch aus dem Eierhaken des Stachelrochen (Raja batis) und des Stachelrochen kann ein Faserstoff ausgeschieden und ein seidenartiges Gespinnst gewonnen werden.

Wie die „Wall-Street“ in New-York bewacht wird.

Die Wall-Street (Wallstraße) in New-York ist bekanntlich das Finanzzentrum dieser Weltstadt, ja des ganzen Landes. Trotzdem hört man höchst selten einmal, daß Versuche gemacht würden, einzubrechen oder die Boten anzufallen, welche Geldsummen und Wertpapiere hin und her tragen. Solch ein Versuch wäre ausfallslos, denn die Bewachung der Straße ist eine geradezu vollkommene. Bekanntlich senden alle Brokerfirmen und selbst so große Bankhäuser wie Drexel, Morgan & Co. jeden Nachmittag nach Schluß der Geschäftstunde alle ihre Bargelder und Wertpapiere nach benachbarten Sicherheitsgepölsen und lassen sie jeden Morgen wieder holen. Die Kisten, in welchen der kostbare Transport erfolgt, sind meist aus Blech, Leder oder Holz gemacht, fest verschlossen und mit Lederriemen zugeschnürt. Getragen werden sie von einem oder mehreren zuverlässigen Clerks, und hinter ihnen geht ein Mitglied der Firma mit einem geladenen Revolver in der Tasche. Sind die Kisten besonders groß und der Inhalt außergewöhnlich wertvoll, dann gehen mehr als zwei Clerks mit; so sendet Drexel, Morgan & Co. meist fünf zuverlässige Leute. Auf diese Weise wurden seit Jahren morgens und abends Millionen und Billionen durch die Wallstraße getragen, ohne daß je ein Raubanfall gemacht wurde. Bloß einmal, vor fünfzehn Jahren, wurde die Geldkiste von Goodale & Co. den sie tragenden Clerks entziffen; die kühnen Räuber warfen sie in einen bereit



Bedenkliche Sorte. Zeichnung von W. Leopoldsky.

gehaltenen Schlitten und rufen davon; allein ein sofort erhobenes Geschrei machte die Geheimpolizisten aufmerksam, und noch ehe der Schlitten die wenig entfernte Rassestraße erreicht hatte, waren die Räuber gefangen. Gegenwärtig ist die Bewachung noch eine viel strengere als damals. Die Wallstraße vom Broadway nach der Williamstraße, die Rassestraße von der Wall- bis zur Pine- oder Cedarstraße, und die Broadstraße halbwegs bis zum Exchange-Place und die Beaverstraße sind so vollständig bewacht von Geheimpolizisten, daß faktisch von einem Raub nicht die Rede sein kann. Diese Geheimen patrouillieren von halb zehn Uhr vormittags bis

vier Uhr nachmittags durch die genannten Straßen, folgen den die Geldkisten transportierenden Clerks von ihrem Geschäftslokal nach den Sicherheitseingängen und umgekehrt, besuchen die Banklokale und haben überhaupt ihre Augen immer offen. Ihr Hauptquartier ist auf dem zweiten Flur der Stodergänge über dem Wall-Streeteingang und mit allen Bankhäusern telephonisch verbunden. Sobald in irgend einer Bank eine verdächtige Person auftaucht oder ein verdächtig aussehender Check präsentiert wird, wird John J. Dunn, der Leiter der Geheimen, benachrichtigt, und zwei Minuten darauf erscheint einer seiner Mannen in der be-

treffenden Bank, um den Fall zu untersuchen. Alle Diebe wissen dies genau und darum lassen sie sich höchst selten in jener Gegend blicken. Wenn einer derselben wirklich ein legitimes Geschäft auf einer der Banken zu thun hat, holt er sich erst Erlaubnis ein; so hatte ein der Polizei wohlbekannter Dieb jedes Vierteljahr eine gewisse Summe von einer ihm zugefallenen Erbschaft zu erheben. Er konnte das unbelästigt thun, sonst aber durfte er sich nicht in der Wallstraße blicken lassen. Wenn ein Mitglied der Gangfingergang sich ohne Erlaubnis dafelbst zeigt, wird er sofort eingesperrt und bis zum nächsten Morgen auf dem Polizei-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Mutter: „Warum weinst Du denn so sehr, mein Karlchen?“
Karl: „Ja, der Herr Doktor hat gesagt: Freilich hat geschmolzene Mandeln bekommen — und ich habe wieder nichts bekommen.“



„Den Baron willst Du nicht, weil er rote Haare hat, den andern nicht, weil er graue Haare hat — na, ich will Dir nichts in den Weg legen!“
„Wie gut Du bist, Du lieber Papa!“
„Deshalb habe ich jetzt einen Gatten für Dich gefunden, der gar keine hat. Sei glücklich!“



„Ja, das ist a Scheidter, der Krämer Knüller, der läßt die Cigarren, die bei ihm gekauft werden, alle draußen anbrennen.“



Auf einem Studentenball, zu welchem nur Beamten, Offiziers- und Künstlerfamilien geladen, erscheint auch eine reiche Regiermeisterin mit ihrer Tochter, aber ungeladen, und erlaubt sich noch zu fragen, ob die Gesellschaft wohl nicht gemischt wäre. „O nein,“ war die Antwort, „Sie wären die einzige Regiermeisterin.“



Erster Schusterbub: „Du, sag 'mal, Frihe, warum trägt denn der Militär dort bei seine dünne Beene so enge Hosen?“
Zweiter Schusterbub: „Au, Schafstod, deswegen, damit, wenn ihm 'mal das Herz in die Hosen fällt, er 's nich ganz verliert!“



Bauer: „Nein, nein, auf solche Bedingungen gebe ich nicht ein! Weist Du, Jaak, ich will mich von Dir nicht auffressen lassen!“
Jaak (spottend): „Wie laßt auffressen? Ist mir doch verboten zu essen Schweinefleisch!“

hauptquartier festgehalten, wo die Geheimen der Wallstraße, bevor sie sich an ihr Tagewerk begeben, sich einstellen; der Gefangene wird dann vorgeführt und „stood up“, wie der Ausdruck lautet; das heißt, er wird in die Mitte des Zimmers gestellt und den Geheimen reichlich Gelegenheit geboten, sich mit dem Neuherrn, den Gesichtszügen und den Bewegungen desselben bekannt zu machen. Es gibt selbstverständlich für einen professionellen Dieb, welcher eben nichts Strafwürdiges begangen hat, keine schlimmere Strafe als dies; denn je bekannter er den Geheimen ist, desto schwieriger und gefährlicher ist für ihn nachher die Ausübung seines Handwerks. Er wird nach der Prozedur

entlassen und — läßt sich gewiß nie mehr in der Nähe der Stodergänge blicken. Wenn eine Person, welche nicht als unehelich bekannt ist, sich in der Wallstraße verdächtig benimmt, wird sie sofort von dem Geheimen, welchem sie zuerst auffällt, verfolgt und beobachtet, bis sie das Gebiet verlassen hat. Betritt solch ein verdächtig gewordener Mann ein Gebäude, so thut der Geheimne dasselbe; benützt er einen Fahrstuhl, so folgt ihm der Schatten und überzeugt sich erst, ob er ein legitimes Geschäft hat oder nicht. Solch verdächtig aussehende Personen werden bis zum Astorhaus im Norden von der Wallstraße, und bis zu den Fahrbooten im Osten und Süden verfolgt. Es kann überhaupt

kein Dieb und auch keine Person, welche nicht offenbar Geschäfte in dem Distrikt zu thun hat, dafelbst lange unbeobachtet bleiben. Die tägliche Aufgabe der Geheimen findet ihr Ende, wenn der kleine blaue Wagen, welcher die tausende von Golddollars und Goldcertifikaten birgt, die während des Tages im Zollhaus eingegangen sind, durch die Wallstraße fährt und dann in die Rassestraße einbiegt, um in dem Unterschamantengebäude zu verschwinden; dieses tägliche Ereignis bedeutet Schluß der Operationen in der Wallstraße. Die Geheimen begeben sich dann weiter hinauf in die Stadt, wo sie bei den Theatern ihre Auffstellung nehmen

Die Eskimos.

Ueber diesen Menschenstamm sind viele irrige Anschauungen verbreitet, denen Murdoch im „American Naturalist“ entgegentritt. So ist zum Beispiel die Polyantrie bei den Eskimos, wenn sie überhaupt bei denselben vorkommt, durchaus nichts Gewöhnliches, sondern sehr selten. Die Wohnungen der Eskimos bestehen ebenso selten in Erdhöhlen, es sind vielmehr meist hölzerne, mit Rasen bedeckte Bauten, welche zuweilen über einem Loch von mäßiger Tiefe, jedoch ebenso oft auf offener Erde errichtet werden. Weiter im Norden trifft man die bekannten Schneehütten. Die Leute leben im Winter durchaus nicht träge dahin, im Gegenteil ist dann ihr Leben reich an Tätigkeit und Beschäftigung. Der Genuß rohen Fleisches ist selten und wird den Eskimos wohl nur durch die Not zuweilen aufgezwungen. Der ihnen zugeschriebene Konsum riesiger Fettmengen ist wahrscheinlich eher ein Ausnahmefall, als die Regel. Für gewöhnlich dürfte der Verbrauch kaum größer als bei den zivilisierten Nationen sein. Man muß nämlich erwägen, daß jenem Volke, welches das Fett des Seehundes mit dem Fleische zugleich genießt und Thran als Sauce zu seinen gedörrten Fischen verwendet, keine Butter, kein Öl, kein Speck und dergleichen Fette, wie wir sie benötigen, zur Verfügung stehen.



Aus allen Gebieten.

Metallähnliche Ueberzüge auf Gipsabgüssen.

Man mache sich einen Brei zurecht von Ammoniak (Salmiakspiritus) und gutem Graphit, bepinsle den Gips damit und bürste, wenn trocken, mit einer Bürste. Auch kann man mit einer Lösung von Schellack in Alkohol, mit etwas Graphit gemischt, den Gegenstand bestreichen und noch mit Graphit nachbürsten. Dann wird mit demselben Lack ohne Zusatz von Graphit lackiert und die erhabenen Stellen mit einem Wattebäuschen, der in Silberbronze getaucht ist, leicht übergewischt. Man kann auch die Silberbronze vor dem zweitenmaligen Lackieren anwenden, dadurch hält sich die Bronze besser. — Nimmt man in der vorigen Vorchrift statt des schwarzen Graphits chromsaures Bleioroxyd, und zwar von der dunkelsten Sorte, also orange, vermischt dieses mit gepulvertem Blutstein und nimmt ganz wenig schwarzen Graphit dazu, so erhält man recht schöne Färbungen auf Gipsfiguren. Man kann diese Färbungen außerordentlich verschieden machen, je nachdem man mehr oder weniger Blutstein oder Orange dazu gibt, auch kann man mehr oder weniger schwarzen Graphit zugeben, letzteren auch ganz fehlen lassen. Die Behandlung ist ganz so wie die beim Graphit angegebene, nur nimmt man bei der Färbung Goldbronze.

Warnung vor Blutvergiftung.

Es ist gefährlich, mit einer, wenn auch noch so kleinen Verletzung an der Hand in der Erde herum zu hantieren und zu arbeiten, denn es ist nachgewiesen worden, daß in der Erde, speziell aber in der gebüngten Gartenerde, Fäulnis erregende Pilze (Bakterien) in großer Menge enthalten sind, welche, in eine Wunde gebracht, Blutvergiftung und andere Krankheiten verursachen können. In Bamberg, wo die Gärtnerei in großer Ausdehnung betrieben wird, sind solche Blutvergiftungen schon wiederholt vorgekommen. Wenn man irgend eine Verletzung an der Hand hat und im Garten, zumal in der Erde deselben, arbeiten will, so ist es am besten, wenn man ein in dreiprozentige Karbolsäurelösung getauchtes Lappchen darüber legt und festbindet.

Das Einmachen oder Aufbewahren der Pilze.

Die in Deutschland fast in allen Wäldungen wachsenden Pilze oder Schwämme lassen sich nach der „Illust. Gartenztg.“ auf einfache und billige Art konservieren. Morcheln, Champignons, Riegenbart, Stein- und Herrenpilze, Hühner- oder Pfifferlinge werden wie folgt vorbereitet: Man wäscht sie rein ab, läßt sie gut abtropfen, legt sie dann in einen Topf und bestreut je ein Liter Pilze mit vier Eßlöffel Salz, deckt dann einen Teller über den Topf und läßt ihn so über Nacht stehen. Die Pilze werden infolge dessen sehr zusammensinken und viel Saft gebildet haben. In diesem Saft läßt man sie ordentlich auskochen, am besten in einem reinen irdenen Topfe. Nachdem sie etwas abgekühlt sind, füllt man die Pilze in Büchsen, läßt etwas Saft überstehen und verschließt sie wie jede eingemachte Frucht gut luftdicht. Es ist zu empfehlen, die Büchsen nicht allzu groß zu wählen, indem angebrochene Büchsen an Haltbarkeit verlieren. Die Pilze werden mit der Brühe zu allerhand Salaten und Saucen verwandt und geben diesen einen sehr feinen Wohlgeschmack. Die Pilze werden mit verschieden gewürztem Essig eingemacht, auch werden viele Pilzarten getrocknet, wodurch manche aber an Wohlgeschmack verlieren, nur Champignons, Stein- oder Gichtpilze nicht. Wo Pilze in Menge wachsen, da lohnt es sich, diesen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, zumal selbige in Städten gern gekauft und auch gut bezahlt werden. Morcheln und Champignons sind vor allem sehr gesucht.

Rezepte.

Da Fenstergardinen ein sehr kostbarer Artikel sind, so wird auf ihr Waschen die größtmögliche Sorgfalt verwendet. Vor dem Einweichen säube man die Gardinen flüchtig

aus, falte sie quer in 4 Teile zusammen, lege sie glatt in ein möglichst großes Faß, die gröberen und die schmutzigeren zu unterst, die feineren nach oben. Zum Einweichen nehme man auf 5 Eimer lauwarmes Wasser: 750 Gramm weiche Seife (in trockenem Zustand gewogen) und 200 Gramm vorher aufgelöster Soda. Bedecke die Gardinen mit der Lauge, schließe das Faß und lasse den Inhalt 24 Stunden stehen. Wasche die Gardinen das erste Mal in frischer Seifenlauge, ohne Zusatz von Soda. Lasse sie beim Waschen in der zusammengelegten Lage und vermeide alles Reiben, werfe sie nur zusammengefaßt in reichlicher Lauge hin und her, drücke sie leicht aus und bewege sie so lange in dem Seifenwasser, bis sie völlig klar sind. Lege sie nun, leicht ausgedrückt, in das rein gespülte Faß, übergieße sie mit reinem Wasser und lasse sie die Nacht hindurch darin stehen. Spüle dann die Gardinen in reichlichem Wasser, blaue sie oder lege sie einen Augenblick in einen Ausguß von schwachem Kaffee oder starkem Thee, falls sie den beliebigen gelben Schein erhalten sollen, stärke mit gekochter Stärke und hänge sie an einem sehr sauberen Ort auf. Feine Tüllgardinen werden in Rahmen nah gespannt und dürfen dann nicht geplatzt werden. Wer dies nicht versteht, platze die ein paar Stunden vorher eingeprengten feuchten Gardinen auf der Rückseite, verfähre auf's sorgfältigste beim Ausziehen des Rusters, damit es nicht verzogen werde.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ueber die Obliegenheiten eines fürstlichen Leibarztes im siebenzehnten Jahrhundert gibt folgende Bestallung Auskunft: „Von Gottes Gnaden Wir . . . urkunden und bekennen hiemit, daß Wir zu Ratt dem in Gott ruhenden Liebden gewesenen Hof- und Leibmedicum den G. P. Medicinæ Licentiatum Stadtphysicum zu E. einer guten Wissenschaft fleißigen Vorforg und unverdrossenen Aufwartung willen als Hof- und Leibmedicum ferner mit angenommen und bestellt haben, dergestalt und also, daß derselbe nebst Vorsehung eines christlichen, gewissenhaften, friedfertigen und nüchternen Lebens und Wandels vor sich und die Seinigen uns hold und gewärtig zu seyn, unsrer Ehre und Nutzen suchen, Schaden und Schimpf hingegen meiden, insonderheit aber schuldig seyn soll, unseres unumgänglichen Sohnes Gesundheit vermittelt guter Aufsicht und treuer Sorgfalt wahrzunehmen, durch gute Diät, heilsame Consilia, dienliche Präparativa alle Zufälle menschenmöglichst präcaviren, bey entstehenden Anstößen nützliche Medicamenta, nachdem er vorher sich des Morbi Art und Eigenschaft wohl versichert, anzuwenden, dabei aber sehen, daß dieselbe in der Apotheke nach der Regula der Medizin und denen Recepten gemäß von frischen Ingredienzien recht zugerichtet werden, auch verhalten, daß ohne sein Vorwissen und vernünftiges Ermessen niemand anders nicht verordnet oder applicirt, sondern unserm unumgänglichen Sohn jedesmal die Arzneien von ihm selbst gereicht und gegeben werden; wobei er sich denn sonderlich in Acht zu nehmen wissen wird, daß durch Adhäsion heftiger chemischer oder sonst misslicher Arzneien, deren Wirkung er durch erhaltene Experiens nicht gewiß versichert, er sich nicht präcipitiren oder sonstens libereilen möge. Er soll ohne Unser Wissen aufs Land nicht reisen, viel weniger des Nachts außer der Stadt bleiben, hieüber auch zum wenigsten des Tages einmal sich bey Hofe anmelden und sonst daselbst jederzeit dergestalt unverdrossen und treulich erweisen, wie einem aufrichtigen Diener und verständigen Hof- und Leibmedico, Gottes, Rechts und Gewissens wegen wohl ansteht, eignet und gebührt. Hingegen und zur Ergötzlichkeit dieser seiner Dienstverwaltung soll ihm aus hiesiger fürstlicher Privatkammer jährlich gereicht werden: Dreißig Reichsthaler, vier Walter Korn, vier Walter Gersten, zwölf Kloster Holz und zehn Schod Reisig, womit er unterthänigst content und zufrieden gewesen. So gegeben — Weyßnachten 1680.“

Empfehlung.

„Wir möchten Sie schon als Führer annehmen, aber sind Sie auch durchaus sicher?“
„No und ob! Mit mir san schon a Duzend Engländer abigalle, aber i no nia!“

Wohl möglich.

Friedrich Ludwig Schröder, der erste tragische Schauspieler seiner Zeit, der Shakespeare auf der deutschen Bühne heimisch machte und auch in allem, was die praktische Seite seiner Kunst betrifft, wohl als Autorität gelten kann, behauptete einst in einer Gesellschaft allen Ernstes: „Geben Sie mir den größten Minister der Welt, ich habe sie nicht vergessen,“ antwortete der Maler naiv, „die Leute sind dort alle in der Kirche!“ — „Sehr wohl,“ versetzte der Kunstfreund gelassen, „so werde ich das Gemälde in Empfang nehmen, wenn die Leute wieder aus der Kirche kommen!“
A. St.

List gegen List.

Ein Kunstfreund hatte für seine Galerie eine Landschaft bei dem seinerzeit für einen großen Künstler geltenden Maler Lantara bestellt. Der „Landscape“ konnte keine Figuren malen, brachte also keine in die Landschaft. Der Kunstfreund bewunderte das Bild außerordentlich, sagte aber, als er gar keine Figuren bemerkte: „Sie haben die Figuren vergessen, Herr Lantara!“ — „Nein, ich habe sie nicht vergessen,“ antwortete der Maler naiv, „die Leute sind dort alle in der Kirche!“ — „Sehr wohl,“ versetzte der Kunstfreund gelassen, „so werde ich das Gemälde in Empfang nehmen, wenn die Leute wieder aus der Kirche kommen!“
A. St.

Scherzrebus.



Auflösung des geographischen Rebus Seite 126:

Jnn (Blatt 1), Calm (Blatt 2), daher Calvin.

Wokasrätsel.

Es sollen acht Wörter gesucht werden, in welchen die Vokale a, e, i, u, und zwar jeder nur einmal, aber in beliebiger Reihenfolge, vorkommen.

Diese Wörter bedeuten: 1. eine Stadt in Preußen, 2. eine Landschaft in Italien, 3. einen Nebenfluß und zugleich eine Stadt in Norddeutschland, 4. ein deutsches Land, 5. eine Stadt am Rhein, 6. eine Landschaft in Rußland, 7. ein nützliches Säugetier, 8. ein Wintervergnügen.

Es alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben eine Blume, deren Name ebenfalls die vier oben genannten Vokale enthält.

Auflösung des Rätsels Seite 126:

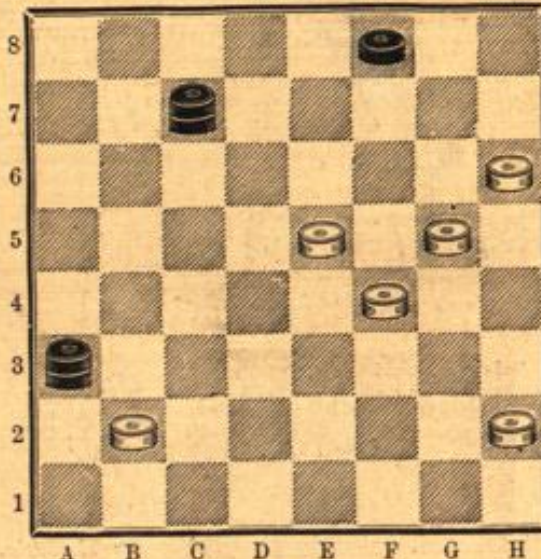
e	s	q	u	i	r	e
b	e	u	t	h	e	n
d	r	e	i	e	e	k
e	u	g	e	n	i	e
k	i	e	p	e	r	t
b	e	l	g	i	e	n
e	n	d	i	v	i	e

Damespiel.

Aufgabe Nr. 3.

Von Wilhelm.

Schwarz.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 2, Seite 102:

Weiß.				Schwarz.			
1)	G3	-	F4	1)	E5	-	G3
2)	H4	-	G5	2)	H6	-	F4
3)	F2	-	H4	3)	D4	-	F2
4)	E1	-	C7	4)	D8	-	B6
5)	D4	-	H6				

Weiß gewinnt.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 126:

Im Herbst.

Seid gerührt mit Frühlingssonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne
Drüben auch aus Ost- und Westen
Hör' ich frohe Seiten schallen.

Wohnt du, o Erde, wieder
Sanfte, läche Frühlingssonne?
Sieh' umher die kalten Räume!
Ach, es waren holde Träume.

A. H. Land.

Seine Korrespondenz.



Abonnent in Coburg. Wir bitten Herrn Dr. T. in New-York bezüglich der Anfrage über nordamerikanische Schmetterlinge um gefällige Angabe seiner Adresse.

Hr. D. G. in Weiden. Wir bitten um gefällige Einsendung zum Zweck der Prüfung.

Hr. A. G. in Triest. Gibt es unteres Wissen nicht.

Hr. Braun in Darmstadt. Die Adresse ist uns nicht bekannt.

Hr. C. Brauns in R. Wir raten Ihnen entschieden von diesem Wege ab — den Entschluss hat die Leidenschaft eingegeben. Wir hoffen, daß dieser Rat nicht zu spät kommt; hätten wir Ihre genaue Adresse gehabt, wir würden Ihnen brieflich geantwortet haben.

Hr. D. M. in Bremen. Ja, auf Pergament mit einer Gall-äpfelrinde (Galläpfel und Eisenpulver).

Kleine Witzbegierige in Stralsburg. Auf des Meisters Worte schwören Hamlet aus den Episteln des Horaz (B. I., 1, 14) und heißt im Original: „Jurare in verba Magistri“, und ward dann von Goethe in der Schularzene des Faust:

„Am besten ist's auch hier — wenn ihr nur einen Hüt
Und auf des Meisters Worte schwört.“

angewendet.

Hr. G. Klaus..... in Augsburg. Schwefelsaures Zinkoxyd ist sehr giftig — deshalb Vorsicht bei der Anwendung.

Abonnent in Ruhlau. Ein direktes Abonnement bei unserer Verlagsbuchhandlung, wobei die Versendung eines jeden Heftes nach Erscheinen unter Kreuzband erfolgt, können Sie eingehen; dabei entstehen Ihnen aber auch Postkosten, einschließlich dieser ein solches Abonnement

jährlich Mark 11.70 kostet, nach jetzigem Kurs also 6 Rubel, die Sie unserer Verlagsbuchhandlung in Papierrubeln einschicken können.

Hr. Julie R. in R. 1) Das ist für uns unmöglich. 2) Ja!

3) Unserem ärztlichen Mitarbeiter zur Verantwortung übergeben.

Hr. M. E. in Biel. Bedenken Sie sich an die Redaktion des „Allgemeinen Heirathsanzeigers“, Berlin.

„Ins Elfa“. Das hängt ganz von jeweiligen Anschauungen ab.

Hier ja.

Richtige Lösungen von Rätheln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frau Mina Klor, Stuttgart; Luise Gantner, Rassel; Emma Friedrichs, Berlin; Hr. Julie Rudner, Neu-Ratzen; Rosa Branscheidt, Bonn; Luise und Friederike Schaper, Braunschweig; Marie Ulmer, München; Anna Hennig, München; Ottilie Gamber, Wien; Mina Westal, New-York; Helene Wangerheim, Breslau; Henriette Kolman, Hamburg; Hr. C. Verner, Göttingen; A. Reil, Eichenhof; J. Senger (H. P.), G. Marx, Gießen; R. Schumann, Reichen; B. Dittmer, Neuchâtel; G. Wegel, Stralsburg; W. Hieronymi, Frankfurt a. M.; W. Roth, Frankfurt a. M.; R. Kehler, Eisleben; J. Kraus, Prag; R. Erlebach, Sudweis; R. Heller, Innsbruck; G. Henneberg, Pöppelsdorf.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Eine alte Abonnentin E. S. So lange das Aesop gut getragen wird, raten wir daselbst fortzunehmen; je länger nämlich daselbst fortgenommen wird, um so mehr kann es seine Wirksamkeit entfalten, zumal ein günstiger Einfluß auf den Verlauf der Lungenerkrankung, namentlich im Beginn derselben, nicht geleugnet werden kann. — Ginkgo- und Brombeere sind in dieser Hinsicht wohl wirkungsvoll.

H. Lindemann in New-York. Versteht auf Schwindel.

Adeline in Kachen. Es gibt keine sicher wirkenden Mittel gegen rote Nosen. Das einzige, was man zuweilen mit Erfolg versuchen kann, sind Waschungen mit Jodtinctur. Dieselben werden in der Weise vorgenommen, daß man abends mit dieser Tinctur und mit lauwarmem Wasser die Nase einschwemmt, den Schaum jedoch eintrocknen läßt und erst am andern Morgen wieder mit warmem Wasser abwascht.

Eine Fünfzigjährige in B. Die kleinen harten Knötchen zwischen Zahneiß und Zunge sind nichts Krankhaftes. Wegen der Zähne wenden Sie sich am besten an einen dortigen Zahnarzt.

Dr. Sch.

Anfragen.*

4) Auf welche Weise macht man hart und spröde gewordenen farbigen Strich geschmeidig für Flechtarbeit? Abonnentin in Halle.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Gleichzeitig mit diesem Heft wurde abgegeben Heft 1 von

„Deutsche Romanbibliothek“.

XVII. Jahrgang. 1889.

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.

in 14 tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird mit zwei mustergetreuen Werken berühmter und beliebter deutscher Romanchriftsteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernst Eckstein.

Die Geschichte einer unglücklichen — Millionenerbin, fahrt und in die vertrauten Umgebungen des gesellschaftlichen Salons, der stillen Bändel, aber innerlich halb derselben entpuppt sich eine Herzensgeschichte und Lebensgeschichte von ebenso fesselnder Anmut als eigenartigem Charakterinteresse.

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Bar.

ist eine Schöpfung voll sprühenden Geistes und Lebens wie die schöne Helena Wanka selbst, eine leidenschaftliche Begeisterung, deren bewegte Geschichte sich auf einem wechselvollen Hintergrund abspielt.

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs bestimmen wir vorerst die nicht minder interessanten Romane:

Im Mann der Treue, drei Bände, von Albin-Samaran, Per Älteste Sohn, ein Band, von Albin-Samaran, Im Regiment, ein Band, von H. von Oken, Unter deutschen Palmen, zwei Bände, von Christian Senck, Herdas Bräut, zwei Bände, von Martin Sauer, Schatten, zwei Bände, von Doris Frein von Spitzing, Anonym, ein Band, von L. Goldstein.

Diese Romane, jeder in seiner Art ein höchst gelungenes Werk, berühren die verschiedensten Gebiete des Lebens; nur in einem kommen sie überein: Sie sind alle durchdrungen von dem Geiste der Gegenwart, für den der Leser den vollen übereinstimmenden Widerklang in der eigenen Brust findet und dem er daher mit der unmittelbarsten Anteilnahme zu folgen nicht umhin kann. Da den oben genannten Romanen sich noch einige weitere anschließen werden, erhält der Leser, wie dies auch in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift der Fall war, mindestens achtzehn Romanbände im üblichen Umfang zu dem fabelhaft billigen Jahrespreise von 8 Mark in der Nummern-Ausgabe.

Auf den nächsten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ wollen wir derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonnieren, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht. Die Postämter nehmen jedoch nur Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe entgegen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kleinere Inseraten-Aufnahme bei Rudolf Mosse

Anzeigen

Inserations-Gebühren für die fünfspaltige Komposition

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

PEGLI
Winterkurort bei Genua.
Winter, Frühling u. Herbstzeit.
Meerbäder.
GRAND HOTEL DE LA MEDITERRANEE.
Siebenmonatlicher Aufenthalt
S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1879/80.
Grossartiges Etablissement mit Prachtspark
und freier Aussicht auf das Meer.
Prospecte gratis u. franko.
Beständiger Kurarzt.
Vollständige Einrichtung für elektrische Bäder.
Das Prachtbäderchen: Peuli bei Genua v. Professor W. Kaden, 18 Illustr. mit 2 Karten
versendet das Hotel postfrei à Frs. 2.—
Pensionspreise 7-12 Frs.
Societatsalen:
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

PEGLI
Winterkurort bei Genua.
Winter, Frühling u. Herbstzeit.
Meerbäder.
GRAND HOTEL DE LA MEDITERRANEE.
Siebenmonatlicher Aufenthalt
S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1879/80.
Grossartiges Etablissement mit Prachtspark
und freier Aussicht auf das Meer.
Prospecte gratis u. franko.
Beständiger Kurarzt.
Vollständige Einrichtung für elektrische Bäder.
Das Prachtbäderchen: Peuli bei Genua v. Professor W. Kaden, 18 Illustr. mit 2 Karten
versendet das Hotel postfrei à Frs. 2.—
Pensionspreise 7-12 Frs.
Societatsalen:
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

Glück bei Damen
hat entschieden
nur der, welcher sich eines flotten Schnurrbartes erfreut.
Ohne Schnurrbart keine Liebe! — Ohne Schnurrbart kein Guck!
Nur Paul Bosse's Original-Mustaches-Balsam
ist im Stande, unter Garantie innerhalb 4—6 Wochen einen kräftigen
Bart zu erzeugen. Gebrauch höchst einfach. Für die Haut völlig unschädlich.
Versandt diskret, auch gegen Nachnahme. Per Dose M. 2.50.
Zu beziehen von Paul Bosse Berlin S. 59, Grimmerstrasse.
In Wien: Preis fl. 1.80 J. Weiss Mohren Apotheke Tuchlauben 27.
u. C. Haubner, Engel-Apotheke, Am Hof 6. — In Bern:
(Preis fr. 4) E. Wildbolz, Kramgasse 84.

Bauber-
Das schönste Geschenk
ist und bleibt eine
selbstthätige
Zimmerfontaine
von
Louis Heinrich
Zwickau i/S.
Man verlange Katalog!

Tragbare Oefen
mit Carbonmatron-Heizung. Die
Oefen brennen ohne Schornstein,
rauch- u. geruchlos und werden be-
wehrt auch da gebraucht, wo sonst
Heizungsanlage unterliegt etc.
Sie sind, anerkt, u. prämiert. Diese
Oefen funktionieren ohne Beauf-
sichtigung u. Bedienung Tag und
Nacht vollständig, geruchlos, clean,
einfach, vermischt, ca. 1 Rth. hoch, inf.
Heizung für ca. 2 Monate 30 M.
Preis, gratis.
C. Natorn Holz-Cie.,
A. Nieske, Dresden.

Clarabella
Unübertroffene Neuheit!
Clarabella Mk 24 incl. 6 Stücke
Neuzeitliches Musikwerk
mit
wechselbarer Musik Friedrichstr. 160 Cassa
u. Glockenbegleitung
eleganteste
Salon-Ausstattung.
Extra Musikstücke auf Bronze-
Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Anzugsstoffen
Der feine Bedarf in
Buckskin, Kammgarn, Faltschiff, schwarze
Tuche etc., in guten u. rechten Qualitäten sehr
billig bezogen wird, wurde sich durch die Firma:
Egmont Hammer in Fort i. d. Lausitz.
Tuch-Manufaktur & Versand-Geschäft.
Muster postfrei. — Abgabe jeder beliebige Maßes.
— Versand gegen Einzahlung des Betrages od.
Nachnahme. — Garantie: Zurücknahme.

Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstrasse 91.
heilt beißlich alle Arten Frauen- und Haut-
krankheiten, Herpes, Syphilis, selbst in den hart-
näckigsten Fällen mit sicherem Erfolge.

Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstrasse 91.
heilt beißlich alle Arten Frauen- und Haut-
krankheiten, Herpes, Syphilis, selbst in den hart-
näckigsten Fällen mit sicherem Erfolge.

Nervenleidenden
wird empfohlen, sich mit meinem neuen, seit 7 Jahren eingeführten
und von Professoren, praktischen Ärzten und dem Publikum in immer
weiteren Kreisen herangezogenen Heilverfahren, das nur in äußeren
Wirkungen besteht, unschädlich, billig und von frappanter Wirkung ist,
bekannt zu machen.
Erprobt und empfohlen von Kgl. Sanitätsrat Dr. Kohn, Stettin,
Geheimer Rat Dr. Schering, Bad Ems, Großherz. Bezirksarzt Dr. med.
H. Grossmann, Jöhlingen, Geheimer Rat Rittner, Frankfurt a. M.,
Dr. med. L. Regen, Berlin, Dr. Anton Corazza, Venedig, Dr. med.
Gollmann, Wien, Dr. med. Karst, Barnomitz, Rast. königl. Prof.
J. v. Overschelde, Aremis a. d. Donau, K. l. Bezirksarzt Dr. med.
Busbach, Jirnis (Osterr.), Dirigent der Kgl. der Poliklinik Dr. med.
Hoesch, Berlin, Kaiserl. königl. Oberstabsarzt I. Klasse Dr. med. Jechl,
Wien, Dr. med. Markusy, Hirschberg.
Personen, die an krankhaften Nervenstörungen leiden, und
sonst an Kopfschmerzen, Migräne, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, ferner
Jenen, die vom Schlagfluß heimgesucht wurden (Schwüngen, Sprach-
unvermögen, Gedächtnisschwäche als Folge), und Kranken, die Schlag-
fluß fürchten wegen Angsterkrankung, Kopfschmerzen mit Schwindel-
anfällen, Klammern vor den Augen, Taubwerden der Extremitäten u. s. w.;
allen diesen Personen, sowie auch jenen noch gesunden, die derartigen
Leiden noch rechtzeitig vorbeugen wollen, empfehle ich dringlichst den
Bezug der oben angekündigten Broschüre.
Roman Weissmann,
ehemaliger Landwehr-Bataillonsarzt,
Ehrenmitglied des kgl. Sanitätsraths vom weissen Kreuz.

Meine Broschüre über Nervenkrankheiten und Schlagfluß
16. Auflage ist kostenfrei erhältlich in:
Hachen bei Hrn. Danten, Weinstr. 21 a. Augsburg bei Hof-Apotheker Berger.
Belgrad i. Pom. Apotheke J. Schwarzen Adler, G. Raab, Berlin bei H. Kraemer,
Waldemarstr. 36. Braunschweig bei Paul Rant, Breslau bei J. Friedländer,
Chausseest. 30/37. Bremen bei Hrn. Pelmer, Langemannstr. 5. Celle bei der Schlei-
schen Schulbuchhandlung, Chemnitz i. S. bei Hrn. Heldig, Georgstr. 16. Köln a. Rh.
Guthorn-Apotheke, Glöckengasse 2. Danzig bei von Ziemnitz, Sandstr. 54. Dresden
bei Alfred Wenzel, Wilsdrufferstr. 30. Düsseldorf bei J. Sotta, Alsterstr. 10 a.
Erfurt bei C. F. Stahlhuth, Weinstr. 2. Elbing bei Selckmann, Brückstr. 20.
Erfurt bei Robert Reiche, Johannestr. 170. Frankfurt a. M. bei C. Langgässer,
Raustr. 9. Freiburg (Baden) bei L. Schmidt-Bogler, Gartenstr. 11. Schwabmühl-
Gumbold bei Theodor Geier, Halle a. S. bei H. Rumbold, Gr. Strickerstr. 33.
Hamburg, Expedition d. „Frische“, Alter Steinweg 42. Hannover bei H. Hemme,
Bahnenstr. 6. Königsberg i. Pr. bei Apotheker H. Rabe, Leipzig in der
Engel-Apotheke. Lübeck bei C. F. Kilm, Holtenauerstr. 22. Magdeburg bei H. Weber,
Reichsadler-Engel, Johannestr. 6. Meß bei Dr. H. Durr, Adler-Apotheke, Palaststr. 7.
München bei C. F. Kilm, Holtenauerstr. 22. Münster (Westfalen) bei H. F. Handmann,
Ludwigstr. und Spickerhof 4. Neumünster (Holsch.) bei W. Seeling, Nürnberg
bei E. Wenzel, Wilsdrufferstr. 30. New-York bei H. W. W. 99 Spring Street.
Oberhausen bei Paul Schmin, Plauen i. S. bei Rudolf Witzig, Gdr der Jöhlinger-
und Forststr. Stuttgart bei Geheime Rat Sanitätsrath, Kronprinzstr. 12. Wilmshaus
(Schweiz) bei Apotheker Rumbold, Würzburg bei H. C. Gerlmer, Reibstockgasse 24.
Zwickau i. S. bei Hofm von Bock.

Amerik. elektro-magn. Sichtkissen,
bewährtes Mittel gegen Neuralgie, namentlich Kopfweiden (Schlag), verjagt das Stille
gegen Nachschmerz oder Entzündung von 3 Mark
Otto Venke, Dresden, Streibenerstr.
Echte Briefmarken!
für Sammler- und Briefverfasser allerhöchst,
1. B. 6 Zehnmarken 20 Pf., 4 Quatrimark 35 Pf.,
6 Zehn 20 Pf., 5 Monas 25 Pf., 6 Zehn 40 Pf.,
30 Spanien 40 Pf. u. c. alle vertrieben. Preis-
listen und Jährl. Briefmarkenzugung gratis!
Jährl. Katalog 30 Pf.
Ernst Hayn, Berlin N. 24.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Guter Rat ist Goldes wert!

Die Wahrheit dieser Worte kennt man besonders in **Krankeithallen** kennen und darum erliszt Richters Verlags-Anstalt die bezüglichen Dankschreiben zur Jubelung des lauten, Buches „Der Krankefreund“. In denselben wird eine Anzahl der besten und bewährtesten Heilmittel ausführlich beschrieben und gleichzeitig durch beigedruckte Rezepte glänzend Erheilten bewiesen, daß sehr oft einfache Hausmittel genügen, um selbst eine veraltete **Krankeith** in kurzer Zeit geheilt zu sehen. Kein Kranke sollte verzuken, mit **Höflichkeit** von Richters Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, einen „Krankefreund“ zu verlangen, durch dessen Jubelung seinerlei Kosten entstehen.



Reizende Neuheit, „Lampenschirme“
 als Modellirrbogen, Landschaft mit erleuchtenden
 Häusern. Preis der Stück gegen vorbetr.
 Einzahlung von 40 Pf. in Marken franko.
 10 Stück 3 M., 25 Stück 5 M. (Im 8 Tagen
 0,000 Stück verjault.) **H. KUNSS,**
 Warmbrunn i. Schl.

Establiert Julius Gertig, 1843.

Fonds- u. Lotteriegeschäft.
Badeanstalt, 2 Branerien, grüster Volksgarten. Hamburg. Casper Hamb. Platt.

Referenz: die Hamb. Börse seit 1843.

Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück.“ — Prospekte gratis und franko. Gewinnzahlen in bar, nicht in Loos! — Keine Borsenspekulation. Gewinnersultate 1889 und 1887 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.

500 Mark in Gold.

Wenn Crème Grélich nicht alle Dantenreinigungen, als Sommerpocken, Zehrfeste, Eczema, Ausschlag, Ritzier, Kolorate u. dergleichen u. b. v. M. blend. weig. u. jugendl. frisch erhält, eine Schminke! Fr. L. & Sog. Hauptstr. 3. G. & S. Brünn (Mähren). Berlin: Fortuna-Apoth. cognoscent. 6. Fr. Schwärzle, Friedrichstr. 36. Friedrichstr. 163. Robert Hoff. Mohrenstr. 17. Hamburg: Dejaz. 1. St. Al. Braunshweig. St. Wolf u. Centraldrogerie. Bremen: Drogermann. Breslau: Droz. Noll. Gassel: Dammann u. Adel. Chemnitz: Edelgosp. Albin. Prag: Dittmer. Tausig: Al. Vireau. Dresden: Alschöhl u. Hen. Witten: Al. Heilmann. Köln u. S.: Koll. Kolmbach. Köln: Gimbach. Potsdam: Rögberg. Fr. Fr. Rohle. Leipzig: G. & S. Wolf. Droz. Edart. Rathenow: G. & S. Stettin: Droz. Edart. Strassburg: Dejaz. Meiner. Weiden: Droz. Moritz. Ausland: Meiner. Al. Guhr. Droz. Roth. Lond. W. & S. Morris. 33 North Anles. Gr. Paris: Dopp. & Co. Gagliione. Wien: Al. Dammner. Am Dor.

Wer



gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pince-nez besitzen will, wähle bei **Kurzsichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen**

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser mit Diaphragma,

welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt. Nur diese sind die ächten, unter ständiger Controle des Erfinders der verbesserten Augengläser und der vielen anderen hochwichtigen Augenapparate, des Physikers **Josef Rodenstock**, angefertigt.

Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisierten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden, direct von der Hauptdetailabgabestelle, dem Spezialinstitute für wissenschaftlich richtige Brillen und Pince-nez.

Optisch-oculist, Anstalt München, Karlsthor 8,
Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franco. Niemand, der dergl. welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.

Optische Anstalt G. Rodenstock, München.

Warnung! Es werden sehr oft die fehlerhaftesten Fabrik-erzeugnisse und sonstige mangelhafteste Imitationen für ächte Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an die mit Diplom mit nebiger Schutzmarke versehenen, autorisierten Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich vergewissern möge.



Zwanzigjähriger Erfolg!

Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor **Dr. Modenis**

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskreter Versand. Flacon N. 2. 50. Doppelflacon N. 4. Allein echt zu beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.



Vorher



Nachher

Cognac
der Export-Cie für
Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
Überall in Flaschen vorrätig.
Man verlange stets unsere Etikettes.

Größte Ersparnisse im Haushalt.	In Glasflöten à Mk. 1.50 und 2.50. Bouillon-Extrakte Parfum — für reine Kraftbrühe; sowie herbess Würze und so Fleischbrühe u. Suppenkr. u. Worseln.; Trüffel — feinste Saucenwürze.	Höchste Ehrenpreise und Goldene Medaillen.
Als Würzen jeden Fleischextrakt übersteigend!	MAGGI	Als Fleischbrühe jede andere Zugabe unnötig machend!
sowie als Kombination der besten Hülsenfrüchte mit andern Suppenbeimlagen		

Hergestellt v. d.
Präsidenten der
Schweizerischen
Genossenschaft v. d.
k.k. gen. Gewerbe-
inspektoren.

Grünerer mit Grünzeug, Gelberer mit Reis u. a.
Feine Suppenmehle
Ausgezeichnet durch Wohlgeschmack, leichte
Verdaulichkeit und Billigkeit.

Engerer: Berlin O.,
Spandauer 14, 4.
Wien L., Joann-
geisterstr. 6, Paris,
7, Cité de Trévise 9
Jel. Maggi & Co.,
Kempten, Schwab.

in
Delicatessen-, Droguen-, Colonialwaren-Geschäften.

Fotographische Apparate.

Als Spezialität empfehlen wir den von uns konstruirten

Touristen-Apparat

in Kabinetsform, komplett, zum Preise v. M. 80. Duhr. Preis- courant und Anweisung gratis u. franko.

Joh. Sachs & Co.,
Berlin S., Ritter-Str. 88.
Bestelle Trockenplattenabschiff Frankfurt.

Süßrahm-Cafel-Gutter veredelte
Kiste von Netto 5 Pfd. für M. 3.50. Netto
Pfd. für 9 M. franco geg. Nachn.

Elegant-Cigarre, Indianer, 100 St.
200 St. 12 M. franco geg. Nachn.

A. Hummeritz, Berserk bei Eriev.

Rheinwein.
Begen Einflüssen von M. 30 versende mit
Fass ab über 50 Liter selbstgefilterten
und **Weißwein,** für
gelagerten, dessen
absolute Reineigenschaft ich garantire.
edrich Lederhos, Ober-Ingelheim a/Rhein.